Schiller's dramatisches Gedicht

Don Karlos

Infant von Spanien.

Auch ein Blatt aus der Naturgeschichte der Menschheit

ausgelegt von

J. G. Rönnefahrt.

München
Christian Kaiser
1865.

Druck von F. Straub in München.

Vorwort.

Im ganzen Verlaufe der Weltgeschichte giebt es schwerlich eine Zeit, in welcher wie im sechszehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine so erschütternde und weitgreifende Bewegung aller Menschenkräfte stattgefunden hätte. Alles, wodurch aus dem Schooße des Mittelalters die Neuzeit hervorgehoben wurde, wirkte zusammen, außerordentliche Erscheinungen an das Licht treten zu lassen und Kämpfe zu erregen, deren Parteien, wie in dem uralten Streite zwischen den Reichen des Lichts und der Finsterniß, in ungeheuerlichen Kraftübungen ihr Ziel zu gewinnen suchten. Was ist natürlicher, als daß unter dem Drang der Umstände, bei der Unklarheit des endlichen Ziels, in der Verwirrung aller Lebensverhältnisse viele der thätig einschreitenden Gewalten sich zu leidenschaftlicher Spannung anstrengten, durch Ueberschreitung alles Maaßes und durch Abirrung vom richtigen Wege des Gewinnes ihrer Mühen verlustig gingen, sich selber, wie Anderen, Verderben und Untergang bereiteten!

Die großen Leidenschaften der Menschenseele, ihre Erregung, ihr mächtiges Walten, ihr gewaltiger Durchbruch — sie bilden den Stoff der hohen Tragödie. Je größer der Gegenstand, um deswillen die Kraft des Menschen in Leidenschaft sich aufrichtet und vorwärts ringt, desto tiefer unser Mitgefühl, desto reger unsere Sorge um diesen Menschen.

Wer mit rüstigen Kräften, frischen Muthes und ernsten Willens für Wahrheit, Menschenrecht und Freiheit gegen die herrschenden Gewalten der Zeit zu Felde zieht; wer voll heißer Liebe den Besitz der ihm anverlobten Geliebten zu gewinnen und im Streit gegen mächtige Nebenbuhler sein Recht auf diesen Besitz zu behaupten strebt; wer das aus Väterzeiten herabstammende, durch Religion und Volksglauben geweihete Erbe eines Königsthrons mit dessen alten Herscherrechten gegen die Angriffe jüngerer Generationen vertheidigt: unter allen Umständen regt ein Solcher auch einzeln in hohem Grade unsre Theilnahme an. Noch mehr ist dies der Fall, wenn er einer so wild bewegten Zeit, wie es das sechszehnte Jahrhundert war, angehört und an den Zeitbewegungen selber betheiligt ist. Kommen aber mit den Passionen der Menschenveredlung, der Liebe, der Völkerbeherrschung gleichzeitig an demselben Ort bedeutende Personen in wechselseitige Berührung, so daß das Pathos der einen mit dem Pathos der andern sich kreuzt und unvermeidlich auf allen Seiten die Leidenschaft zu gewaltsamem Durchbruch gelangt: welch ein Stoff könnte sich wünschenswerther dem Tragödiendichter darbieten! Wenn nun gar in der leidenschaftlichen Veräußerung und Bethätigung dieses wechselseitig aufgereizten Pathos bedeutender Personen sich der Charakter eines bestimmten Abschnitts des Menschheitslebens abspiegelt: dürfen wir dann nicht auf ein Geschichtsdrama großartigster Gestalt gefaßt sein?

Solch ein Geschichtsdrama großartigster Gestalt hat Schiller in seinem dramatischen Gedicht „Don Karlos, Infant von Spanien" uns hinterlassen, indem er gewisse in den Jahren

1567 und 1568 am spanischen Königshofe hervortretende Erscheinungen in hochpoetischer Weise als ein Deuter und Weihsager der Weltgeschichte zu tragischer Offenbarung des damaligen Zeitgeistes uns vor Augen stellt.

Wer mit der Geschichte der deutschen Poesie vertraut ist, kennt die Entstehungsgeschichte dieses Gedichts nebst den vielen und mancherlei Besprechungen, zu welchen dasselbe Veranlassung gegeben hat. Gegenwärtig beschränken wir uns auf Betrachtung des Drama's, wie es in Schiller's sämmtlichen Werken in fertiger Gestalt vorhanden ist. Aus dem Inhalte werden wir ja ersehen, welch eine große, weltgeschichtliche Bedeutung dem Drama zuerkannt werden muß.

Gegenstand und Verlauf der Handlung.

Sämmtliche Personen, welche in unserm Gedicht auf die eine oder andre Weise thätig oder leidend erscheinen, gehören dem spanischen Hofe an. König Philipp II. mit seiner Familie und den Großen seines Reiches befindet sich zuerst in Aranjuez, verläßt aber „die ländliche Natur dieser schönen Gegend" (am Schlusse des ersten Aktes), um sich in seine Hauptstadt Madrid zu begeben. Noch in Aranjuez wird uns der Gegenstand zur Kenntniß gebracht, um deswillen die mancherlei Personen des königlichen Hofstaats, theils veranlassend, theils zur Mitwirkung so wie zum Widerstande gereizt, in Bewegung gerathen.

Es ist aber dieser Gegenstand kein andrer als der Versuch, die **Statthalterschaft in den Niederlanden**, mit welcher König Philipp den Herzog von Alba zu betrauen in Begriff ist, dem Infanten Don Karlos zuzueignen.

Die Urheber und Beförderer dieses Versuchs, die eigenthümlichen Beweggründe, welche zu diesem Versuch anreizen und ihm Nachdruck geben; die Gegner des Versuchs und die Mittel, mit denen sie sein Gelingen zu hintertreiben suchen; die Bedingung, unter welcher er hätte gelingen können, so wie

die innern und äußeren Gründe, warum er nicht zum Ziele gelangt: das Alles wird in schönster Klarheit (und außerordentlicher Ausführlichkeit) Object unsrer Betrachtung nnd Theilnahme. Obwohl aber nichts weiter als eben dieser Versuch den Grundstoff der Handlung bildet, so bekommen wir doch vermöge des Verlaufs derselben Gelegenheit, in eine Welt, ja, in die tiefsten Tiefen einer Welt zu schauen, deren Erscheinungen uns mit Bewunderung und Grausen das Wesen und Leben des verhängnißvollsten und entscheidungsreichsten Zeitalters unsrer Menschheitsgeschichte erkennen lassen. Wir werden nämlich in die Zeit von 1567 und 1568 versetzt, eine Zeit, in welcher der Kampf der Niederlande gegen die spanische Herrschaft seinen Ursprung hat. Dieser Kampf aber ist als die wichtigste politische Begebenheit des an Umwälzungen so reichen sechszehnten Jahrhunderts anzusehen, weil er den Anstoß zum völligen Umschwunge der großen Verhältnisse Europa's gegeben und durch natürlichen Zusammenhang fast alle großen Ereignisse der Zeit mit sich verknüpft hat.

I.

Die Person, durch deren Verhalten das Gelingen oder Mißlingen des Versuchs hauptsächlich bedingt wird, ist der Infant Don Karlos. Mit ihm macht uns sogleich der erste Auftritt des ersten Aktes (wie eine Art von Prolog) im Allgemeinen bekannt. Wir erkennen die hohe politische Stellung, zu welcher der Infant am Hofe seines Vaters berechtigt ist. Denn in Toledo's Mauern hat er (im Jahre 1560, am 22. Februar) die Huldigung der versammelten Cortes empfangen (V. 11 u. f.),

als Fürsten sich zu seinem Handkuß drängten,
und dann in einem — Einem Niederfall
sechs Königreiche ihm zu Füßen lagen.

Wir erfahren auch, daß er sich dieser Stellung wohl bewußt geworden ist. Denn (V. 16 u. f.) man „sah das junge stolze Blut in seine Wangen steigen, seinen Busen von fürstlichen Entschlüßen wallen, sah sein Auge trunken durch die Versammlung fliegen, in Wonne brechen und gestehn: ich bin gesättigt!"

Seit acht Monaten aber ist's mit dem Prinzen ganz anders geworden. Durch ein räthselhaftes Schweigen hat er die Beobachtungslust seiner Umgebung geweckt und sie zur Aufspürung der Ursach eines stillen Kummers, den er feierlich zur Schau trägt, angereizt. Wir fühlen's wohl, daß Domingo gern herauslocken mögte, was des Prinzen Seele belastet. Wie ihm so offenbart indessen auch uns die heftige Aeußerung

„Mutter!
— O Himmel, gieb, daß ich es dem vergesse,
Der sie zu meiner Mutter machte" —,

daß die Veränderung der Stimmung des Prinzen in der Verheirathung des Vaters mit Elisabeth von Valois, die zuvor dem Sohne zur Gattinn bestimmt war, ihren Grund hat. Genaueres kann jedoch Domingo dem Prinzen nicht ablauschen, wie gern auch er sich zur Erzählung „witziger Geschichten" herbeiläßt und die rauhen und schroffen Erwiderungen des Prinzen zu ignoriren weiß. Der Prinz begegnet ihm allerdings in einer Weise, wie ein guter Sohn dem Beichtiger des Vaters, ein rechtgläubiger Katholik dem hohen Kirchenbeamteten nicht begegnen sollte. Macht hier ein lange genährter Haß sich einmal unbesonnen Luft? Weiset anmaßliches Selbstgefühl den Andern auf einen gewissen Abstand zurück? Ist Ueberdruß an den obwaltenden Verhältnissen zu Mißschätzung und Trotz gegen Personen und Dinge gelangt? Unverholen zeigt Don Karlos dem „Geberdenspäher und Geschichtenträger" tiefe Verachtung, weiset mit Hohn die priesterliche Hülfsleistung zurück und giebt schließlich in heftigster Aufregung seinem Zorn Raum über den Verrath, von dem er sich am Hofe seines Vaters umsponnen

weiß. Wenn der mächtige Priester nicht schon bisher sein Feind gewesen ist, jetzt ist er's sicherlich geworden.

So ist denn wohl von einer hohen politischen Bedeutung des Königssohns, zu welcher die obige Huldigung der Stände Aussicht eröffnete, nicht mehr die Rede. Der Argwohn des Vaters gestattet ihm nirgends einen Einfluß; und das kurze Selbstgespräch am Schlusse dieses Auftritts läßt uns ahnen, daß der Argwohn des Vaters gegen den Sohn in irgend einer Beziehung durchaus nicht ungerechtfertigt sei und wohl gar „die fürchterlichste der Entdeckungen" herbeiführen könne.

Was ist von diesem feierlich bekümmerten, vom Argwohn des Vaters begleiteten, den nächsten Vertrauten dieses Vaters in schroffster Weise beleidigenden, unbesonnen und stürmisch herausredenden, „fürchterlichste Entdeckungen" besorgenden, sich selbst als „beweinenswerth" bezeichnenden Jüngling zu erwarten, wenn nun an ihn als Infanten von Spanien ernste Ansprüche gemacht werden? Was wird der schwer beleidigte Priester thun, sobald ihm Gelegenheit zur Rache geboten wird?

2. An den Infanten Don Karlos werden nun sogleich im zweiten Auftritte recht ernste Ansprüche gemacht durch den Marquis von Posa. Zwar meint der Prinz, die „erhabene Vorsehung" habe „allgütigst" den Marquis ihm um seines „kranken Herzens" willen gesendet, es sei der Marquis der „Engel", durch den „Alles wieder gut" werden solle. Aber wie er selber so sich als einen Menschen zu erkennen giebt, der Andrer Rath und Hülfe bedarf und selbstständig nicht zum Guten gelangen kann: so verschmähte es Posa, sich als „Engel für das kranke Herz" des Infanten zu bethätigen. Er weiset sogleich im Anfange das stürmische Entzücken der Freundschaft nicht ohne Herbigkeit zurück. Dagegen kündigt er sich als den Gesandten eines unterdrückten Heldenvolkes an, der,

ein Abgeordneter der ganzen Menschheit,

von dem spanischen Königssohne die Rettung der flandrischen Provinzen fordert.

Gethan ist's um Ihr theures Land, wenn Alba,
Des Fanatismus rauher Henkersknecht,
Vor Brüssel rückt mit spanischen Gesetzen.

In dieser durch den Marquis an den Prinzen gestellten Forderung ist das der Handlung zum Grunde gelegte Thema der Tragödie in reinster Entschiedenheit ausgesprochen. Prinz Karlos soll die flandrischen Provinzen dadurch, daß er das Einrücken Alba's verhindert und selbst die Verwaltung übernimmt, erretten. Denn (und das ist der Bewegungsgrund zu dieser Forderung) wenn Alba Statthalter in den Niederlanden wird, so bringt er spanische Gesetze in Anwendung, die jegliche politische Selbstständigkeit und Freiheit aufheben, dem Fanatismus aber Gelegenheit bieten und Raum schaffen, gegen die Andersgläubigen das Henkerbeil schwingend, Alles, was Menschlichkeit heißt, zu vertilgen. Frühere Versuche, den Herzog Alba von den Niederlanden zurückzuhalten, sind erfolglos geblieben. Nun soll Prinz Karlos, der Thron-Erbe, es bewerkstelligen. Auf ihm ruhet „die letzte Hoffnung dieser edlen Lande". Diese letzte Hoffnung stürzt dahin, wenn des Prinzen eignes Herz (V. 166.)

vergessen hat, für Menschlichkeit zu schlagen.

Die Rettung der Niederlande hat also zur Voraussetzung oder Bedingung, daß das Herz des Prinzen noch, wie früher, für Menschlichkeit schlage.

Aber wehe! Die Hoffnung auf Rettung stürzt in der That dahin. Denn „das ist der Karl nicht mehr, dem's feurig durch die Wangen lief, wenn man von Freiheit sprach, der sich in süßer Trunkenheit vermaß, der Schöpfer eines neuen goldnen Alters in Spanien zu werden". Sein Herz hat vergessen, für Menschlichkeit zu schlagen. Wie aber und wodurch ist das geschehen? Dadurch, daß dies Herz für die Gattinn seines Vaters, für seine Stiefmutter, in Liebesleidenschaft entbrannt ist.

Also durch die Passion eines Individuums wird das Wohl

oder Wehe eines nicht unwichtigen Theils der Menschheit bedingt; an dem rein persönlichen Interesse eines einzelnen Menschen kommt das Heil eines ganzen Volkes zu scheitern in Gefahr.

Dem Marquis aber ist es um die Rettung der Niederlande zu thun, sie ist sein Lebenszweck. Wohl! Diese Rettung ist nur durch den Prinzen Karlos zu bewerkstelligen. Karlos wird durch seine Liebesleidenschaft an derselben gehindert. Folglich muß diese Liebesleidenschaft entweder gedämpft, ausgelöscht — oder als ein Mittel zum Zweck benutzt werden. Was wird der Marquis thun?

3. 4. 5. Schon von früherer Zeit her ist der Marquis mit der Königinn bekannt und wird von derselben unzweifelhaft (V. 528 u. f.) eines näheren Vertrauens gewürdigt. Auf den ruhigen, sichern, höheren Zielen zugewendeten Charakter derselben bauend, versteht er sich um seines erhabenen Zweckes willen dazu, die Passion des Prinzen gleich einem besorgten Freunde zu begünstigen. Er bewerkstelligt eine von dem Prinzen so heiß ersehnte Unterredung mit der Königinn. Dieser hat er jedoch vorher Briefe überreicht, deren Inhalt sie anfänglich zwar überrascht, jedenfalls aber sie in den Stand gesetzt hat, die Pläne des Marquis zu erkennen und zu ihren eignen zu machen.

Wie stürmisch und ungestüm, wie hochfahrig und rücksichtslos, wie unzart die geliebte Frau compromittirend sich nun der Prinz geberden mag: die Königinn weiset ihn ernst und würdig und doch zugleich wie mitleidig schonend in die gehörigen Schranken zurück und bringt die Unterredung mit dem Hinweis auf die zu übernehmende Rettung der Niederlande zum Schluß. Als der Prinz, im Begriff sich zu entfernen, fragt „was darf ich mit mir nehmen?" übergiebt sie ihm mit den Worten „die Freundschaft Ihrer Mutter und diese Thränen aus den Niederlanden!" einige von den Briefen, welche sie zuvor von dem Marquis erhalten hatte. Aus ihnen geht hervor, wie lebhaft sie selber dem Geschicke der Niederlande Theilnahme weiht.

6. Wie sehr muß die Königinn wünschen, daß ihre Mahnungen bei dem Infanten Gehör finden! wie sehr wünschen, daß er so schnell wie möglich zum Ziel strebe! Die Schwierigkeit des Unternehmens tritt ihr alsbald vor Augen. Kaum nämlich hat sich der Infant entfernt, so erscheint König Philipp.

König Philipp — sogleich bei seinem Erscheinen bestraft er für einen geringen Verstoß gegen die Etikette die Marquisinn von Mondekar in despotischer Weise mit zehnjähriger Verbannung von Madrid, entschuldigt dann heuchlerisch dies Verbannungswort mit seiner Liebe und zärtlichsten Bekümmerniß für die Bequemlichkeit und Sicherheit seiner Königinn — stolz im Bewußtsein der Unantastbarkeit seiner Königswürde und hochgemuthet im Hinblick auf die Größe und Macht seiner Herrlichkeit bebt er doch argwöhnisch für die Gattinn seiner Liebe und läßt mißtrauisch allein sein eignes Auge für seines Weibes Liebe haften — — König Philipp gebietet den ihn umgebenden Großen seines Reiches Wachsamkeit auf seinen Sohn; denn „der Knabe Karl fängt an, ihm fürchterlich zu werden". Zugleich aber offenbart er jenen fanatischen Sinn, der dem Altar seines Gottes Alles zum Opfer darzubringen bereit und fähig ist. Er eilt nämlich nach Madrid, um, was er für die Pflicht seines königlichen Amtes hält, ein Glaubens-Blutgericht zu halten (V. 892 ff.) Und zwar will er dies thun in der ausdrücklich hervorgehobenen Absicht, durch ein „schauderndes Exempel die Irrenden zu bekehren", dieweil die Pest der Ketzerei seine Völker ansteckt und

der Aufruhr wächst in seinen Niederlanden.

Die Niederlande schweben also in äußerster Gefahr; schleunige Hülfe ist nöthig.

7. Und wie steht's nun mit dem Werkzeuge der Rettung? — Vermöge der von der Königinn ihm übergebenen Briefe ist Karlos zum Entschlusse gebracht. Er erklärt:

Ich bin entschlossen. Flandern sei gerettet.
Sie will es — das ist mir genug.

Da nun „der Herzog von Alba im Kabinet bereits zum Gouverneur der Niederlande ernannt ist", so will Karlos „gleich morgen bei seinem Vater Audienz verlangen" und das dem Alba zugedachte Amt für sich fordern. Er ist in Folge der Unterredung mit der Königinn so aufgeregt, exaltirt, daß er am günstigen Erfolge seiner Forderung gar nicht zweifelt, ja, sogar sich in der Gunst des Königs (die er übrigens noch nie genossen hat) wieder herzustellen hofft. Er hat im Eifer seine ganze bisherige Situation vergessen. Als Lerma die Abreise des Königs meldet, und der Marquis den formellen Ton der Unterthänigkeit anstimmt, um das Genauere zwischen ihm und dem Prinzen bestehende Verhältniß nicht sichtbar werden zu lassen, spielt er dessenungeachtet auf Flandern an, weil's augenblicklich seinen ganzen Sinn erfüllt (V. 927). Auch die schwärmerische Stiftung des Bruderbundes steht auf's Innigste mit dem Gedanken an die politische Bethätigung für Flanderns Heil in Verbindung. Hätten die Niederländer diesem letzten Auftritte des Expositionsaktes beiwohnen können: welch ein begehrenswertheres Werkzeug zu ihrer Rettung und Beglückung hätten sie jemals finden können! Der künftige König von Spanien, ihr eigenes künftiges Oberhaupt, ist er nicht ein Fürst von reinster, höchster Menschlichkeit, entschlossen eines aufrichtigen Freundes Freund zu sein, ein wahrer Mensch allein auf Menschenwohl bedacht, ein Freund und Vater der Seinigen, der Du auf Du mit seinen Rathgebern steht, unzweifelhaft der Gründer eines neuen goldnen Zeitalters.

Der Umschlag des früheren feierlichen Kummers des Prinzen in diese exaltirte Stimmung erfolgt freilich so stürmisch, daß uns etwas unheimlich zu Muthe wird; und selbst Posa geht auf die Stiftung des Bruderbundes nur bedenklich und erst nach reiflicher Erwägung des Verhältnisses ein.

Indessen schreitet der vorher so trübselige Infant, nunmehr durch die Ueberzeugung, daß er den Gegenstand seiner Liebe durch sein Thun sich günstig erhalten werde, in Schwung ge-

bracht, mit Zuversicht voran. Vom Arm des vertrauten Freundes getragen, fordert er mit schwärmerischem Enthusiasmus kühn „sein Jahrhundert in die Schranken"; und — Flandern's Rettung ist in Aussicht gestellt. —

Bis hieher hat Posa richtig gerechnet, indem er die Liebesleidenschaft des Prinzen zur Erreichung seines Zweckes benutzt. Freilich scheint er dabei nicht in Anschlag gebracht zu haben, daß durch eine um des leidenschaftlich geliebten Weibes willen unternommene Handlung die Leidenschaft selbst nicht befriedigt, folglich sie selbst als Leidenschaft nicht aufgehoben, also auch ihre Unzuverlässigkeit und Krankhaftigkeit nicht beseitigt wird. Er scheint außer Acht zu lassen, daß im vorliegenden Falle die Liebe des Infanten jegliches sittlichen Charakters entbehrt und durch das Streben nach Befriedigung die wohl berechtigten, heiligsten Interessen Anderer verletzt. Dadurch aber geräth die der Leidenschaft anheim gegebene Sache in Verwicklung mit verfänglichen Privatangelegenheiten und mit den kalt berechneten Plänen einer despotischen Politik. Der durch Leidenschaft bestimmte Träger der Sache kommt in Conflict mit der ihm gegenüberstehenden, ihn anreizenden Welt; und Posa selbst, der den von Leidenschaft bewegten Prinzen zum Träger seiner Sache gemacht, sich also mit ihm identificirt hat, wird in schlimmster Weise in Verlegenheit gebracht.

II.

Das im Hinblick auf die zu rettenden Niederlande nicht ohne Verwegenheit und plötzlich auflodernden Uebermuth in die Schranken geforderte Jahrhundert tritt denn nun vor den Infanten Karlos hin zunächst in der Person seines Vaters, des Königs Philipp II. von Spanien. Wir haben ihn bereits kennen gelernt. Er selbst kündigte sich an als

den reichsten Mann in der getauften Welt;
die Sonne geht in seinem Staat nicht unter.

Wir haben ihn kennen gelernt als den Mann, der es für seine Königspflicht hält, seine von der Pest der Ketzerei angesteckten Völker durch „ein schauderndes Exempel" zu bekehren und zur Warnung aller Neuerer ein „Blutgericht ohne Beispiel" in der Hauptstadt seines Reiches zu veranstalten, — als einen Mann, der seinem Sohn, als dieser bereits sechs Jahr alt geworden war, zum ersten Male vor Augen gekommen ist an einem Morgen, wo er „stehnden Fußes vier Bluturtheile unterschreibt". (V. 311. u. f.).

Diesen Mann will Karlos um die Verleihung der Gouverneur-Stelle in den Niederlanden angehn. Wie thut er das? Gleich bei der ersten Wechselrede macht er ihn verdrießlich, indem er den „Freund" desselben, den Herzog von Alba, hochfahrig auf's Allerbitterste beleidigt (V. 1031). Diesem Manne bietet dann der die Mutter mit Liebesleidenschaft verfolgende Sohn mit Thränen und Fußfall „Versöhnung" an, sich auf seine kindliche Liebe berufend, von der der Vater freilich nichts weiß. Diesem Manne hält der bedachtlose Jüngling merkwürdigen Vortrag über Verwandtenliebe, über die Nothwendigkeit, „noch zeitig Thränen einzulernen", über die Verächtlichkeit Derer, die Philipp selber „die geprüften Diener seiner Wahl" nennt. Außerdem bekennt er, daß „sein Ruf zum Königsthron ihn wie ein Gläubiger aus seinem Schlummer emporpoche, daß Weltgeschichte, Ahnenruhm, daß des Gerüchtes donnernde Posaune ihn rufe, in des Ruhms glorreiche Schranken einzutreten". Ja! Schließlich verhehlt er nicht, daß „sein Hiersein Athemholen unter Henkershand sei, und der Himmel zu Madrid schwer auf ihm liege wie das Bewußtsein eines Mords" (V. 1223). Und darum soll der König ihn ungesäumt nach Flandern schicken, ihm die Verwaltung der Niederlande anvertraun.

König Philipp will von dem Gaukelspiel der Bitten und des Fußfalls und der Thränen nichts wissen. Er hegt Zweifel

an der Ehrlichkeit des Sohnes, will der Herrschbegierde desselben nicht sein bestes Heer, das Messer seinem Mörder, anvertraun. Den Kranken, den es wie Bewußtsein eines Mordes plagt, will er lieber unter seiner Obhut und Pflege daheimbehalten. Ueberdies ist er der Meinung, „nur Schrecken bändige die Empörung der Niederlande, Erbarmung hieße Wahnsinn". Kurz, das Resultat der Unterredung ist dies: der Herzog geht nach Flandern, der Infant bleibt daheim.

Kaum hat der Infant den König verlassen, so tritt ihm das in die Schranken geforderte Jahrhundert in einer andern Gestalt entgegen. Und zwar geschieht dies vermöge der moralischen Versunkenheit des Zeitalters. Diese tritt in dem gesammten Verhalten der Prinzessinn Eboli und freilich nicht minder in dem Gebaren des Infanten selber schlimm genug zu Tage. Ein Liebesbrief gibt dazu Anlaß.

Dieser von der Prinzessinn kommende Liebesbrief ist von Wichtigkeit, theils, weil er den Infanten auf dem Gipfel seiner Passion treibt, theils um der Folgen willen, welche das durch ihn veranlaßte Mißverständniß von Seiten des Prinzen fast auf sämmtliche Personen des Drama's und auf den Gegenstand der Handlung hervorbringt.

Dieser von dem Pagen Henarez dem Prinzen überreichte Brief (V. 1277.) ladet zu einem Stelldichein an einem Orte ein, wohin

> noch keines Horchers Fußtritt sich verloren,
> wo Liebe frei und laut gestehen darf,
> was sie so lange Winken nur vertraute,
> Erhörung wartet auf den Furchtsamen
> und schöner Lohn auf den bescheidnen Dulder.

Diese Einladung zu einem geheimen Liebeshandel macht den Infanten so über alles Maaß glücklich, daß er vor dem Glücke geradezu erschrickt, daß er sich dann aber als Gott fühlt, daß Himmel und Sonne für ihn plötzlich ganz anders geworden

sind, als sie jemals zuvor waren. Es ist ihm blos entsetzlich, daß er solches Glück verschweigen, daß er solche Fülle der Seligkeit in seiner Brust vermauern soll. Er mögt' es also aller Welt laut verkündigen u. s. w. Und was ist's nun, das ihn in diesen Taumel versetzt? Es ist die unbedenkliche Voraussetzung, daß dieser Brief ihm gesendet sei von der Gattinn seines Vaters, seiner Stiefmutter, der Königinn von Spanien. Sie (so bildet er sich ein) wolle ihm, dem Sohne, ihre Liebe frei und laut gestehn, wolle seine Liebeswünsche erhören, für sein bisheriges bescheidenes Dulden ihm im Geheimen schönen Liebeslohn gewähren. Solch schmähliches, verbrecherisches Verhalten traut er seiner Mutter zu, findet daran keinen Anstoß, sondern nur den beglückenden Beweis, daß er wirklich geliebt sei. Darüber verliert er denn nun freilich nicht bloß das, was Bedachtsamkeit heißt, nein! ein wilder Taumel läßt ihn schier aller Besinnung baar erscheinen. Welch eine Scene mit dem Herzog von Alba! (5. u. 6. Auftritt). Sie veranlaßt das Einschreiten der Königinn. Und wie benimmt sich der Infant vor dieser? Sein Benehmen bringt den Herog auf die Muthmaßung eines engeren Verhältnisses zwischen Beiden.

Nicht minder besinnungslos erscheint er dann, als er in dem bezeichneten Kabinet statt der geliebten Königinn die liebende Prinzessinn findet. Mit der Vergessung aller „weiblicher Tugend" der Königinn verbindet sich der überschwänglichste Hochmuth zur Steigerung seiner Confusion. Wie nämlich er selbst nur Eine Dame kennt, die er längst geliebt hat, so fühlt er sich empört (V. 2306.), daß irgend ein Weib außer der Königinn auf den Wahn gerathen könne, von ihm angebetet zu werden. Wie also sollte eine Prinzessinn Eboli die Verwegenheit haben, an seine Liebe zu ihr zu glauben! die Verwegenheit, im Glauben an seine Liebe ihn zu sich einzuladen, ja, von Belohnung des bescheidnen Dulders zu ihm zu sprechen! Er kennt die Handschrift nicht (V. 2305), in welcher jener Einladungsbrief geschrieben ist. Hätte er darin die Schriftzüge der

Fürstinn Eboli erkannt, so würde er ihn mit Verachtung zurückgewiesen haben.

Nun kennt er zwar die Handschrift der Königinn. Denn er besitzt einen Brief, den sie ihm (V. 3620.) früher einmal nach Alkala hin geschrieben hat. (Wenn er (V. 1267.) dem Pagen Henarez sagt, er habe von ihrer Hand — und hier meint er die Hand der Königin — noch nichts gelesen, so giebt er dies nur vor, um des Knaben Ehrlichkeit zu prüfen.) Aber er läßt sich bei der festen Ueberzeugung, daß der Brief nur von der Königinn kommen könne, durch die fremde Handschrift nicht weiter bedenklich machen, da der Ueberbringer ein Page der Königinn ist (V. 2297).

Trotz aller Befangenheit für die Königinn und trotz alles Hochmuths findet er im Verlaufe des wunderlichen Liebesabenteuers doch, daß „dies Weib schön ist" (1783), und bewundert sie dermaßen, daß sie in ihrem Wahn, von ihm geliebt zu sein, nur zu innig bestärkt wird. Durch ihren Liebesjubel kommt er endlich zur Erkenntniß der Situation, benimmt sich aber dann so rücksichtslos, daß die Verschmähte seine Feindinn werden muß. Das scharfe Auge der Eifersucht läßt dann diese Feindinn „die fürchterlichste der Entdeckungen" machen. Und ist nicht diese Eifersucht dem liebedürstigen Mädchen noch eher zu verzeihen als dem Prinzen das Frohlocken über den Besitz des Briefes, der ihm seinen Vater als den ungetreuen Gatten der Königinn kund macht?

Mit der Eifersucht der Prinzessinn vereinigt sich, um auch ihrerseits als Angehörige des herausgeforderten Jahrhunderts gegen den Infanten in die Schranken zu treten, die Kabale der einflußreichsten Thronbeamteten. Der ungestüme, leidenschaftliche Königssohn hat sowohl den Beichtvater und Vertrauten als auch den Feldherrn und Freund des Königs auf's Bitterste beleidigt. Gleich im ersten Auftritte hat er, des „fürchterlichen Mannes, der seinen Vater selig sprechen und verdammen kann", nämlich Domingo's, wirklich gespottet und ihn wie einen

der gedungenen „Geberdespäher und Geschichtenträger" auf das Schnödeste abfallen lassen. Im Kabinette des Königs hat er dann den alten grimmigen Kriegsfürsten Alba, diesen ehernen Pfeiler des Herrscherthrons, einen Zudringlichen genannt, der

in seines Nichts durchbohrendem Gefühle

zwischen Sohn und Vater so unberufen dazustehn sich selbst verdammt".

10. Sowohl der Beichtvater Domingo als auch der Feldherr Alba — sie wissen, wessen sie sich von dem Infanten zu versehn haben. Daher haben sie schon früher intriguirt und den Vater „vor schwarzen Anschlägen des Sohns" gewarnt (1253), so daß er mißtrauisch ward und den Sohn entfernt hielt. Jetzt weiß Alba, daß der Infant mit ihm um die Statthalterschaft in den Niederlanden concurrirt hat (1993), und fühlt, daß die ihm ertheilte neue Würde einer Landesverweisung ähnlicher sieht als einer Gnade (2006). Domingo aber fürchtet am Infanten „den rasenden Entwurf, Regent zu sein und unsern heil'gen Glauben zu entbehren". Um so mehr freuen sie sich nun der Entdeckung, daß die Königinn und der Infant „Eins sind". Sie fassen diese Einigung im übelsten Sinne des Wortes auf und verfahren demgemäß, um den Sturz des Prinzen und der „Lilie von Valois" zu bewirken.

11. Mit dem Ehrgeiz und dem Fanatismus schließt dann die Eifersucht eines „spanischen Mädchens" (2072) feindseligen Bund und giebt sich eigner Entehrung preis, um sich zum Werkzeug des Verderbens hergeben zu können.

15. Während nun die Intrigue ihr Spiel beginnt, erfährt Posa durch den Prinzen selbst, daß nicht der Königssohn, sondern Herzog Alba unwiderruflich nach Flandern geht. Das ist indessen das Schlimmste nicht, was dem Marquis begegnen kann. Schlimmer für ihn und seinen Zweck ist das gegenwärtige Verhalten des Prinzen. Nachdem nämlich derselbe mit dem inhaltschweren, ehebrecherischen Briefe des Königs sich von

der Prinzessinn Eboli entfernt hat, denkt er ganz und gar nicht mehr an Flandern und ist im Stande, im Angesichte seines Freundes der Hoffnungen dieses seines Freundes nur so „nebenbei“ zu gedenken (2281). Wichtig ist ihm allein die Befriedigung seiner Liebesleidenschaft, die nach jener Scene im Kabinet der Eboli nur heftiger entzündet ist. Ja, jener Brief soll die Königinn (bis zu solcher Krankhaftigkeit steigt seine Leidenschaft) aller Bedenklichkeit, ihm allein anzugehören, überheben. Darum verlangt er nun von seinem Freunde nichts mehr und dringlicher, als daß derselbe ihm zu einer Unterredung mit der Königinn behülflich sei.

Posa's Wirken für die Rettung Flanderns ist demnach für den Augenblick wieder ohne Erfolg. Soll er's aufgeben? Gewiß nicht! Vielmehr mit den zunehmenden Schwierigkeiten wächst seine Unternehmungslust. Ja, wie wir bald sehen werden, auch ihn ergreift für seine Sache leidenschaftlicher Eifer. Die Niederlande sollen und müssen gerettet werden. Und — das steht einmal bei ihm fest — nur der Infant Don Karlos kann das Werkzeug der Rettung sein. Dieser muß also nach Flandern.

Zunächst schilt er den Infanten wie ein Vormund sein Mündel, wie ein Lehrer seinen Schüler schilt! Und der sonst so aufbrausende, hochfahrige Königssohn läßt sich sagen: „O Karl,

wie arm bist Du, wie bettelarm geworden,
seitdem Du Niemand liebst als Dich! —

So schilt nur Jemand, der im Eifer für seine Sache jede Rücksicht auf sein säumiges Werkzeug aus den Augen verliert; so läßt sich nur Jemand schelten, der den Scheltenden wirklich lieb hat. Selbst bei allem Irrsal seiner Passion für die Königinn bleibt Don Karlos sein Roderich der Erste in seines Herzens Grunde. Ja, von dem Augenblick an, da er dem Scheltenden die Worte erwidert hat „ich weiß, daß Du mich nicht mehr achtest“, bereitet sich eine Wandlung seiner Krankheit vor.

Indessen hat auch Posa nach jenen Worten des Prinzen sich besonnen. Indem er das Verfahren, demgemäß er bisher auf den Prinzen eingewirkt hat, nämlich die Benutzung der Leidenschaften desselben, beibehält, verspricht er, das erneuerte Verlangen nach einer Unterredung mit der Königinn zu befriedigen. Zuvor jedoch vernichtet er jenen Brief, um den Prinzen sicher vor einer unwürdigen Handlungsweise zu bewahren, nachdem er ihn dahin gebracht hat, sich seiner unwürdigen Gedanken und Vorsätze zu schämen.

Wie er aber schon früher einmal verlangt hatte (V. 360),

> was Sie auch Willens sind zu thun, versprechen Sie,
> nichts ohne Ihren Freund zu unternehmen —:

so knüpft er auch jetzt an sein Versprechen die strengere Bedingung: „nun überlasse mir alles Andere!" Dadurch aber stellt er sich entschieden als den Herrn und Meister des Infanten hin, fordert dessen unbedenkliche Folgsamkeit und behandelt ihn wie ein willenloses Werkzeug, das selbst für sich nichts kann und soll. Ganz in diesem Sinne läßt er dann auch alsbald seinen Pflegling wissen, daß „ein wilder, kühner, glücklicher Gedanke in seiner Phantasie aufsteige", behält aber den Gedanken für sich, den Prinzen auf die Offenbarung desselben, „aus einem schönern Munde" vertröstend. Mit der orakelmäßigen Lehre, „daß ein Anschlag, den höhere Vernunft gebar, sollte er auch zehntausendmal vereitelt worden sein, nie aufgegeben werden dürfe", weiset er dann schließlich den Prinzen auf Flandern zurück.

Vermöge dieses Verfahrens will sich Posa in der That zum Herrn der Verhältnisse machen und das Geschick der Niederlande ganz allein in die eigne Hand nehmen. Er will in der an sich so edlen Wirksamkeit für die Rettung Flanderns eine Art höherer, aus der Verborgenheit hervor wirkender Vorsehung spielen, und verlangt von seinen Werkzeugen unbedingte Folgsamkeit in Ausführung seiner Vorschriften. Ein Standpunkt,

auf dem er dem Selbstherrscher Philipp nur allzuähnlich wird! Ein Verfahren, vermöge dessen er dasselbe Unrecht begeht, das er bekämpft!

Was denn nun der „wilde, kühne, glückliche Gedanke“ auch enthalten möge: die Prätension der Alleinbestimmung über das Geschick eines Volks so wie die Zuversicht auf die ausschließliche Befähigung zur Wahl rechter Mittel ist Vermessenheit und Uebermuth. Der Vermessene und Uebermüthige aber fällt den Mächten des Verhängnisses zu tragischem Geschick anheim. Wir möchten befürchten, daß der in Posa's Phantasie aufgestiegene Gedanke nicht ebenso ein glücklicher sein werde, wie er etwa wild und kühn sein mag.

III.

Der unberechenbare Wechsel der den Menschen umgebenden Lebensverhältnisse, die incommensurable Stimmung und wechselseitige Beeinflussung der Personen, welche mit dem Menschen in nähere oder weitere Berührung kommen, bedingen denn auch des Marquis eigne Haltung und wirken wider seinen Willen auf sein Thun und Lassen ein. Dürften wir Vorgänge und Thatsachen der Neuzeit in antiker Auffassungsweise besprechen, so würden wir sagen: das Schicksal erhebt den Marquis auf höchsten Platz, um ihm durch diese Erhebung den Untergang zu bereiten. Es giebt ihm die scheinbar günstigste Gelegenheit zur Erreichung seines Ziels und macht gerade diese Gelegenheit zum Netz, worin er sich verfängt.

Posa hat sich bisher möglichst vom Hofe zurückgehalten, hat ängstlich vermieden, sein Verhältniß zum Infanten kenntlich zu machen. Nun wird er durch Umstände und Thatsachen, die ganz und gar außerhalb des Kreises seiner Bestimmfähigkeit liegen, mitten in das Hofleben hineingezogen, und zwar in

einem Moment, da dasselbe zu schauerlichstem Wirrwar aufgeregt ist. Es hat nämlich die Intrigue, zu welcher sich Alba, Domingo und die Prinzessin Eboli vereinigt haben, ihr schändliches Spiel begonnen. Dem Könige sind Briefschaften eingehändigt, welche eine engste Verbindung der Königin mit dem Infanten zu bestätigen scheinen. Die Mittheilungen seiner bisherigen Rather und Helfer gewähren indessen auch noch nicht volle Gewißheit.

In der Pein der Unsicherheit, welche diesmal nicht den König und Staatsmann, sondern den Ehegatten und Menschen quält, in dieser Pein, die weder durch politische und diplomatische Künste (Domingo), noch durch Gewaltmittel (Alba) gelöset, sondern nur durch Wahrhaftigkeit und anspruchslose Treue eines Unbetheiligten getilgt werden kann, in dieser Pein sucht König Philipp einen Menschen, dem er sich und seine Noth sicher anvertrauen könne. Der allgewaltige König sucht einen Menschen, weil er hier sich selbst als Menschen fühlt.

(Wie glücklich und schön hat Schiller jene von der Geschichte als einzig im Leben Philipps aufgezeichnete Aeußerung höheren Menschlichkeitsgefühls aus einer spätern Zeit herbeigezogen, um zu motiviren, daß er den als so kalt und herzlos verschrienen Despoten überhaupt durch das tiefere Gefühl der Menschlichkeit und Menschenwürde in tragische Situation gerathen läßt. Es ist ja wahr: als der Herzog von Medina Sidonia 1589 die kläglichen Trümmer der Armada nach Spanien zurückbrachte, und tief gebeugt den schweren Unfall verkündete, da gab Philipp einmal ein Zeichen von Seelengröße und Anerkenntniß des Menschenwerths, indem er mit ruhiger Haltung die Worte sprach: „Ich habe Euch ausgesandt, gegen meine Feinde, nicht aber gegen Wind und Wellen zu kämpfen. Der Name des Herrn sei gelobt!" — Zugleich weiset der Dichter durch Anführung dieser Thatsache auf den Ausgang des Kampfes hin, der in unserm Drama seinen Anfang nimmt.)

In einem Register von Namen, die der Erinnerung halber in einem Geheimbuch verzeichnet stehn, meint der König einen Menschen, wie er ihn gerade braucht, finden zu können. Und siehe da! Ein „Sonderling" wird aufgefunden, ein „einz'ger Mensch, der des Königs nicht bedarf". Und dieser Sonderling ist kein Andrer als unser Malteserritter, Marquis von Posa. Er wird natürlich veranlaßt, vor dem Könige zu erscheinen und stellt sich demselben als eine allerdings außergewöhnliche Persönlichkeit dar.

Die augenblickliche Stimmung des Königs giebt ihm Gelegenheit, im vollen Enthusiasmus seiner politischen Ueberzeugungen und Phantasieen das Gemälde eines auf dem Fundamente reiner Menschlichkeit errichteten Staatswesens, in welchem Gedankenfreiheit das Mittel Alles beglückender Lebensentwicklung ist, zu entwerfen. Der König gewährt dieser Auslassung eine ruhige, ja, eingehende Beachtung. Sobald er aber an Flandern erinnert wird und das Wort „Freiheit" in Verbindung mit diesem Flandern aussprechen hört, so bringt er auch alsobald den „sonderbaren Schwärmer" zum Schweigen durch das Gebot:

nichts mehr von diesem Inhalt, junger Mann!

Wenn nun auch dem Posa der Gedanke wirklich beigekommen sein mag, seine Pläne für Flandern durch König Philipp selbst in irgend einer Art zu realisiren: diese imponirende Abweisung des Gedankens von Seiten des Königs schließt jede Möglichkeit aus. Dagegen erkennen wir als Ergebniß des ganzen Zwiegesprächs das Gebot des Königs (V. 3300):

Ihr seid von heute an in meinen Diensten.
Ich will es haben. Keine Einwendung!

Wichtig aber wird diese Bedienstung Dessen, der so emphatisch erklärte, „ich kann nicht Fürstendiener sein", durch den bestimmten Auftrag:

Drängt Euch zu meinem Sohn!
Erforscht das Herz der Königinn!

Für diese Zwecke bekommt der Marquis die Erlaubniß, die Königinn geheim zu sprechen, unangemeldet beim Könige zu erscheinen; er gewinnt überhaupt freie Hand zu jedem beliebigen Spiel.

Was wird denn nun aber der neue Vertraute des Königs für die Rettung Flanderns thun? Der König suchte einen „Menschen". Wie, wenn dieses für des Königs persönliche Interessen bethätigten Menschen „erhabenes Herz vergäße, für Menschlichkeit, nämlich für die Menschlichkeit zu schlagen", ohne welche (wie Posa selber früher dem Infanten zu verstehn gab) die letzte Hoffnung Flanderns dahin stürzt? Die Leitung der politischen Angelegenheit, Flanderns Rettung, hat Posa, wie wir gesehn haben, ausschließlich in seine Hand genommen. Nun ist ihm auch die Lösung der Familienhändel im Königshause zu alleiniger Bewerkstelligung übertragen. Also Politik und Familienwesen gleichzeitig Gegenstand seiner Sorge. Seine Politik ist aber gerade entgegengesetzt der Politik des Königs, des Königs, als dessen Diener er die häuslichen Mißstände ordnen soll. Und nun sind die Mitglieder des Hauses, denen der König die Herbeiführung der Mißstände zur Last legt, seine, des königlichen Dieners politischen Freunde und Genossen, die er für seine „wilden und kühnen Gedanken" in Thätigkeit setzen will. Noch nicht genug! Wir wissen ja, daß das Familienelend durch die Intrigue des Priesters, des Feldherrn und der Buhlerinn angestiftet ist, daß aber wiederum dieser Buhlerinn der Infant sein unbedenkliches Vertrauen schenkt, was dem Marquis nicht unbekannt ist. Wird Posa dieser Intrigue entgegen wirken können, ohne selbst Intriguant zu werden?

IV.

Die Wendung, welche es mit dem Marquis im dritten Akte genommen hat, zeigt sich sogleich in seiner Unterredung

mit der Königinn. Er spricht so diplomatisch, daß diese in Beziehung auf ihn die Ausdrücke „Zweideutelei, Unredlichkeit" in Anwendung bringen mögte. Er treibt Geheimnißkrämerei und unterläßt, um nicht „den goldnen Schlaf von eines Engels Stirne zu verjagen", solche Warnungen, die der Königinn gar wohl hätten von Nutzen sein können. Indessen bestimmt er die Königinn, dem Infanten eine Unterredung zuzugestehn, vermöge deren derselbe zur Thätigkeit und zu größerer Entschlossenheit bewogen werden soll. Da nämlich der König die Ernennung des Herzogs Alba zum Verwalter der Niederlande nicht widerrufen kann, die Niederlande aber nicht aufgeopfert werden dürfen: so soll Prinz Karlos (dies ist nämlich jener „wilde, kühne, glückliche Gedanke" des Marquis) dem Könige ungehorsam zu werden, sich heimlich nach Brüssel begeben und die Niederländer — zur Rebellion gegen den König empören. Alles ist dazu vorbereitet. Die Niederländer stehn sämmtlich auf die Loosung des Infanten auf. Egmont und Oranien unterstützen ihn im Kabinet und im Felde. Verbündete sind leicht zu gewinnen an Frankreich und Savoyen. Die nöthigen Gelder liegen bereit. — So hat also auch die Sache eine Wendung erfahren. Es fragt sich nur, ob sie, so gewendet, zum Heil oder zum Unsegen gelange.

Unterdessen wird der Infant durch den ehrenhaften, wohlmeinenden, den neuen Ideeen im Stillen huldigenden Grafen Lerma von der beispiellosen Gunst, welche der Marquis so überraschend plötzlich beim Könige sich erworben hat, unterrichtet und zugleich gewarnt vor einem Freunde, dem es ja weise erscheinen könnte, „zu entdecken, was nicht verschwiegen bleiben kann". Es wurde nämlich in dem langen, sehr heimlichen Gespräche des Marquis mit dem Könige der Name des Prinzen zu öftern Malen genannt, während nicht lange vorher der Königinn sehr räthselhaft erwähnt worden war.

Wenn Karlos schon hierdurch zum Nachdenken veranlaßt wird, so ist nicht zu verwundern, daß er durch die Art und

Weise, wie im fünften Auftritt der Marquis ihm begegnet, geradezu mißtrauisch wird und Verdacht schöpft. Denn seltsam und befremdend ist die Zurückhaltung, mit welcher Posa den Fragen des Prinzen nach seiner Anwesenheit beim Könige fast ausweicht. Ziemlich kühl und wie beiläufig geschieht die Zusicherung der Unterredung mit der Königinn. Höchst geheimnißkrämerisch erscheint die Art, wie er dem Prinzen seine theuersten Schätze abverlangt und entführt. Es ist nicht sowohl zum Verwundern als vielmehr zu bewundern, daß der sonst so leicht erregte Prinz sich das Alles mit Unterdrückung seiner Schmerzen so gefallen läßt. Denn der Marquis behandelt ihn schier wie einen Knaben, dem man nicht Rechenschaft zu geben nöthig hat. Die Gründe, mit denen er im 6. Auftritt dies Verfahren vor sich selbst zn rechtfertigen sucht, kommen uns fast nur wie Versuche vor, die Stimme des eignen Gewissens zu beschwichtigen. Er mögte dem Könige für das ihm bewiesene Vertrauen sich dankbar zeigen; er mögte den Prinzen in Schlaf lullen und die Wetterwolken still an ihm vorüber führen, daß, wenn er nun aufwacht, stiller Himmel sei. Das klingt ziemlich gut; nichtsdestoweniger überschleicht uns mehr und mehr ein tieferes Mitleiden mit dem Prinzen und die herbere Besorgniß, daß dem Marquis solch Uebermaß des Selbstvertrauens und solche Forderung des ganz und gar unbedingten Vertrauens von Seiten seiner Freunde nicht zu gutem Ausgang helfen werde.

In dem Könige wühlt unterdessen der Verdacht gegen die Königinn und den Infanten immer tiefer. Und gerade in dem Augenblick, da er „in diesem Abgrund unterzugehn befürchtet", bittet die Königinn um Gehör, dringt ein und fordert Gerechtigkeit in Betreff des Diebes, der ihre Schatulle eröffnet und Sachen von großem Werth für sie, vertrauliche Briefe, daraus entwendet hat.

Durch kühnes und stolzes Entgegentreten hat die Königinn den Herrn und Gemahl in Aufregung versetzt und eine böse

Ehestandsscene herbeigeführt. Als sie dann aber den heftig Erregten um seiner ehemännischen Zweifel willen beklagt, bemitleidet: da verläßt ihn Fassung ganz und gar; er weiset auf's Heftigste das Mitleid — einer Buhlerinn zurück. So hat er das Weib, die Gattinn, die Fürstinn unsühnbar bekränkt. Im Begriff, sich mit ihrem Töchterchen zu entfernen, fällt die Königinn an der Schwelle des Zimmers zu Boden und verletzt sich, so daß sie blutet. Natürlich bringt dies die allgemeinste Bestürzung im Königshause hervor.

Erst als der Marquis herbeikommt, beruhigt sich der König. Und jetzt zeigt sich's nun freilich, zu welchem Zwecke der Marquis dem Prinzen die Brieftasche mit ihrem ganzen Inhalt abverlangt hat. Durch den von der Prinzessinn an den Infanten gerichteten Liebesbrief wendet er zunächst den Verdacht des Königs wegen lasterhaften Umgangs von dem Prinzen und der Königinn ab. Da aber ein zwischen Beiden bestehendes geheimes Verständniß jetzt nicht wohl mehr hinweggeleugnet werden kann: so schiebt er einen andern Inhalt, „als dessen man sie angeklagt", diesem Verständnisse unter. Er versichert, zu wissen, daß sich's zwischen den Beiden um Politik handelt. Und zwar schreibt er nun dieselbe politische Agitation, mit welcher bis jetzt er selber sich ausschließlich im Geheimen beschäftigt hat, dem Ehrgeize der Königinn zu. Sie hat den jungen Prinzen für die Ausführung ihrer weitblickenden Entwürfe zu gewinnen gesucht; und so ist allerdings zu erwägen, ob nicht in dieser politischen Beziehung vom Prinzen Schlimmes zu befürchten sei.

Von der Familiensorge erlöset, zittert vor politischen Umtrieben König Philipp nicht. Durch strengere Ueberwachung des Prinzen ist die Gefahr, welche sie drohen mögten, beseitigt. Diese Ueberwachung wird dem treusten, allein wahrhaftigen und redlichen Freunde des Königs, seinem „guten Engel" (3897), dem Marquis von Posa anvertraut. Ja, um etwaige „verzweifelte Entschlüsse" des Prinzen zu verhüten, wird seinem

nunmehrigen Wächter ein geheimer Verhaftsbefehl eingehändigt, so daß er kraft königlicher Sanction nach bestem Wissen und Willen sogar mit der Person des Prinzen verfahren kann. Und dem Könige ist Ruhe des Herzens und seinen Nächten Schlaf zurückgegeben (3919).

Posa ist indessen nicht allwissend, kann nicht überall gegenwärtig sein und hat den Prinzen verhängnißvoller Weise über seine Absichten durchaus im Unklaren gelassen. Dem Prinzen aber theilt Lerma den blutigen Fall der Königinn mit und leitet diesen nicht undeutlich von den Machinationen des neuen Günstlings ab. Er räth dem Prinzen, auf seine Rettung zu denken und dem Loose der Königinn Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der Königinn! Sie darf nicht ferner bekränkt werden! Sie muß eiligst erfahren, daß sie sich vor dem Marquis zu hüten habe! Sie muß sich vorbereiten, möglichem Unheil zu entgehn! Aber wie zu ihr gelangen? Posa ist ja zum Verräther geworden. Die Einzige, die dem Prinzen den Weg zur Königinn öffnen kann, ist die Prinzessinn Eboli. Von ihrem Verrathe weiß Karlos nichts. Posa hat ja recht absichtlich davon nichts gesagt. Wohl aber weiß er, daß sie ihn liebte. Sie wird nicht unerbittlich sein. Also zu ihr!

Posa seinerseits muß nun so rasch wie möglich den Prinzen aus Spanien entfernen, ihm folglich sogleich über Alles, was zu thun ist, Bescheid ertheilen. Er sucht ihn, kommt ihm endlich auf die Spur und findet ihn dann im Zimmer seiner ärgsten Feindinn, der Fürstinn Eboli, ihr zu Füßen liegend und bittend: laß' mich mit meiner Mutter sprechen!

Hier im Zimmer der Eboli, dieser Buhlerinn, dieser Repräsentantinn der moralischen Unwürdigkeit des damaligen Menschengeschlechts, hier entscheidet sich eigentlich das Geschick sowohl des Don Karlos als auch Posa's, wie an ihren Liebesbrief eigentlich das Verhängniß den Faden geknüpft hatte, mit welchem es vermittelst seiner Leidenschaft den Infanten in's Verderben zog.

Was alles bei diesem Zusammentreffen die bereits in peinlichste Aufregung und Verwirrung gerathene Seele des Marquis in wildesten Wirbel riß, so daß er kaum noch weiß, was er thut, das erzählt er später in der Gefängnißscene dem Infanten in hinlänglicher Ausführlichkeit. Aus seiner eignen Erzählung geht hervor, daß er in dem Augenblick seiner Vernunft nicht mächtig ist, als er den Infanten in's Gefängniß bringen läßt und der Eboli den Dolch auf die Brust setzt, um sie zu tödten, auf daß sie sicherlich schweige, wenn ihr ja Karlos irgend welche Entdeckungen gemacht hätte. Warum er den Mord nicht ausführt, vielmehr sein eignes Leben auf's Spiel setzt, um seine Sache zu retten, indem er dem einmal erwählten Träger dieser Sache die Freiheit wieder schafft: auch das erzählt er später der Königinn selbst, obwohl seine eigne Aufregung ihn dabei nicht mit voller Klarheit sprechen läßt. Er schreibt es einer Art von höherer Eingebung zu, daß er statt der Ermordung der Eboli ein andres Mittel zur Lösung des verwickelten Knotens findet. Der Ausruf „Gott sei gelobt!" (V. 4131) läßt uns erkennen, daß er den Entschluß, selber sich aufzuopfern, wirklich von höherer Bestimmung ableitet. Sagt ja doch auch die Eboli angesichts des gezückten Dolchs: „Was zaudern Sie? Ich bitte nicht um Schonung. Nein! Ich habe verdient zu sterben, und ich will's." Sie ist nämlich auch plötzlich zur Erkenntniß ihres unseligen Thuns gekommen und schreibt ihren gewaltsamen Tod (sie setzt ihn ja voraus) dem Walten einer höheren Gerechtigkeit zu. Nun wohl! Posa ist durch seine Bedienstung beim König sich selber d. h. seinem Hauptgrundsatze ungetreu geworden, also mit sich selbst in Widerspruch gerathen, hat in Folge dessen den Infanten in Lebensgefahr und seinen großen Lebensplan der Rettung Flanderns in die Gefahr zu scheitern gebracht, wenn nicht das erwählte Werkzeug der Rettung am Leben erhalten und wieder frei gemacht wird. So zündet denn das Wort des Mädchens „ich bitte nicht um Schonung; ich will sterben!" ein Licht in

seiner Seele an, das ihm in seiner eignen Opferung den Weg zur Rettung seiner Sache zeigt. Ueberdies muß ja der Gedanke, daß er unter Umständen für seine Sache werde sterben müssen, während der ganzen Dauer seiner empörerischen Operationen ihm vorgeschwebt haben, also geläufig geworden sein, sonst wäre er nicht ein Freiheitsenthusiast sondern ein Narr. Daß ihm nun aber schließlich, da's zum Sterben geht, „das Leben doch schön" erscheint (4395.), das hat in etwas Anderem als in Flanderns Rettung seinen Grund.

Während nun Alles im Palast über des Prinzen Gefangennehmung in Aufruhr ist, die Prinzessinn Eboli aber die Königinn zur Rettung des Infanten aufruft und bei der Gelegenheit die Strafe für ihren gegen diese selbige Königinn geübten Frevel erleidet, hat Posa Zeit gefunden, „das andre Mittel" (4131) in Anwendnng zu bringen. Er schreibt nämlich einen Brief an Wilhelm von Oranien, worin er Alles, was man bisher dem Infanten zugemuthet hat (4685 u. f.), für seine eigne Intention erklärt; in Folge deren er gegenwärtig zur Flucht nach Brabant genöthigt sei. Diesen Brief übergiebt er der Post, weil er weiß, daß auf diesem Wege sein Inhalt am Schnellsten dem Könige zur Kenntniß kommen wird. Sobald nämlich dies geschehen ist, ist natürlich aller Verdacht vom Infanten und von der Königinn entfernt, die Aufmerksamkeit des Königs und seiner Diener dagegen lediglich auf den Marquis gerichtet. Ebenso natürlich ist's aber auch, daß nun der Marquis selbst verloren ist. Denn Philipp wird nicht säumen, blutige Vergeltung zu üben. Stirbt nun auch Posa, so ist doch Karlos gerettet. Wenn sich Karlos durch die Königinn zu kühner That bestimmen läßt, sc ist auch erreicht, was das Heil der Niederlande wieder herstellen oder neu begründen kann.

Mit solchem Bewußtsein nimmt (im 21. Auftritte) Posa von der Königinn Abschied — den letzten Abschied, nachdem er ihr wie ein Testament seine letzten Pläne anvertraut hat. An der Königinn ist's denn nun auch zu guter Letzt wieder,

zur That werden zu lassen, was Posa gedacht hat. Aber auch die Königinn kann Posa's Gedanken nur verwirklichen, wenn das Werkzeug zur Ausführung der That willig, fähig und rasch zur Hand ist.

22—24. Der König hat den Brief des Marquis an Oranien gelesen, und Alba (4485.) triumphirt.

V.

Posa giebt im Kerker dem Infanten eine Erklärung all' der Räthsel, wodurch die Verwicklung ihrer Pläne und die Mißlichkeit ihrer gegenwärtigen Situation herbeigeführt ist. Er verweiset ihn an die Königinn, um mit ihrer Hülfe und nach ihren Anweisungen den Weg nach Brüssel zu beschreiten, zu dem ihm jetzt die wieder gewonnene Freiheit den Zutritt eröffnet.

Kaum aber hat Posa das Wichtigste mitgetheilt, so stürzt ihn des Königs schnell vollzogener Machtspruch in den Tod.

Und Karlos? — An der Spitze des Hofes und der höchsten Würdenträger erscheint König Philipp selbst, um seinem Infanten die Freiheit anzukündigen, ihm sein Schwert zurückzugeben, ihn an den dem Kronprinzen gebührenden Platz am Throne des Reichs, an den ihm früher verweigerten Platz des Sohns an der Brust des Vaters zurückzuführen. Aber Karlos, wie er denn zu selbstständiger Entscheidung in verhängnißvollen Lagen nicht gewöhnt, vielmehr der Anregung und Leitung Andrer stets bedürftig, von augenblicklicher Stimmung stets beherrscht und kräftiger Entschließung nicht fähig ist; wie er, von seiner Liebeskrankheit noch nicht geheilt, durch den Schmerz über Posa's vermeinten Verrath noch ganz gelähmt, nun durch den plötzlichen Tod des dennoch heiß geliebten Freundes um jegliche Fassung gebracht ist, — er gedenkt der Wünsche und Aufträge,

die Posa so eben erst ihm ausgesprochen hat, gar nicht. Maaßlosem Jammer giebt er sich hin! Und als er dann sich der Anwesenheit seines Vaters bewußt wird, wie bringt ihn doch die wahnwitzige Beredtsamkeit der Raserei gegen diesen seinen Vater um allen Lebenszweck! Auch der für ihn erregte Aufstand des Volks bleibt ohne Einwirkung auf ihn, während derselbe seine Widersacher zu rascher Thätigkeit für die Erhaltung des Staats in Bewegung setzt.

Endlich bringt Merkado's Bestellung und Lerma's Huldigung den Infanten Karlos dahin, den Leichnam Posa's zu verlassen, um sich für die Flucht aus Madrid vorzubereiten. Allein wie viel Zeit hat er verloren! Er ist zu spät gegangen! Denn unterdessen ist ein Karthäusermönch, der sich zum Infanten hat schleichen wollen, der aber, weil der Infant in seine Wohnung zurückzukehren so lange gesäumt hat, durch Unterhaltung mit der Dienerschaft sich verdächtig machte, von Alba's Wachen aufgegriffen worden. Bei diesem Mönche finden sich Briefe, Geldsummen, Anweisungen auf solche, nebst dem ausführlichen Plan eines Aufstandes der Niederlande gegen den König von Spanien. Zugleich wird durch den Mönch bekannt, daß in nächster Mitternacht der Infant bei der Königin sein werde, um von deren Wohnung aus Madrid zu verlassen.

König Philipp hat einen kurzen Tag hindurch wie milden Frühlingshauch nach langer, starrer Winterszeit das Gefühl der Menschlichkeit gespürt, hat in seinem langen verödeten Leben einen kurzen Tag lang geahnet, was es heißt, einen Menschen lieben, an einen Menschen glauben, mit einem Menschen glücklich sein. Welch bitter tragisches Geschick für einen König, der nur Herrscher sein gewollt hat sein Leben lang! Ihm wird Lieben und Glauben zum Fluch. Dieser einzige Mensch, dem er jemals menschlich nahe getreten ist, betrügt, verräth ihn, verräth ihn nicht bloß, vielmehr verschmäht ihn, schätzt ihn gering! König Philipp hat's auch einmal mit Vertrauen und Liebe versucht. Einmal — nie wieder! Jetzt, auf den steinernen

kalten Boden des Herrscherthrons zurückversetzt, weiß König Philipp, was er thun wird. Für die Menschheit ist Marquis Posa gestorben. Die Menschheit soll dem König für den Marquis büßen. Und dieser Karlos, der sich einbildet, seinetwegen und für ihn sei der Marquis in den Tod gegangen, soll das erste Opfer der Buße der Menschheit sein. Der Inquisitor Kardinal wird berufen. Vor dem Tribunal der Inquisition wird also der „Versuch der Rettung Flanderns" seine Erledigung finden.

Als nun gemeldet wird, der „Geist des Kaisers lasse sich in dem linken Flügel des Palastes" blicken und sei in den Zimmern der Königinn verschwunden: da verkennt Philipp keinen Augenblick, wer unter der Gestalt des „Geistes Karl's V." auf mitternächtlicher Wandrung die Wachen Alba's in Schrecken setzt. Er befestigt nur noch erst vermittelst der Lehren des Großpriesters den „neuen Glauben",

der eines Kindes blut'gen Mord vertheidigt,

um dann sein Richteramt in des neunzigjährigen, blinden Greises Hand zu legen. Kommt, ruft er ihm schließlich zu, aus meiner Hand das Opfer zu empfangen. So beweiset er, der allgewaltige König Philipp beweiset durch sein eignes Verhalten (5273), daß vor dem Priesterwort keine Stimme der Natur Geltung hat.

Karlos aber, das Werkzeug der Rettung Flanderns — er war schon zu besserer Besinnung gekommen durch die strenge Zurechtweisung Posa's, „wie arm bist Du, wie bettelarm geworden, seitdem Du Niemand liebst als Dich" . . . .

Karlos, der vermöge der eigenthümlichen Stellung, welche sich ihm gegenüber der Marquis Posa als Vertrauter des Königs gegeben hat, zur Selbstbescheidung und zu dem demüthigen Gefühl gelangt ist (3970):

sein Busen war für Einen Freund zu groß,
und Karlos Glück zu klein für seine Liebe.
Er opferte mich seiner Tugend. Kann
ich ihn drum schelten? . . . .

Karlos, der auf dem Leichnam seines gemordeten Freundes aus einem langen, schweren Traum erwacht ist — dessen Wesen ein reineres Feuer (als das der Liebe) nun geläutert, dessen trägen Lebenslauf nun „eine kurze Nacht" bitterster Schmerzen beflügelt und frühzeitig ihn zum Manne gereift hat . . . .

Karlos, der allem eignen persönlichen Glück entsagt, um seinem Freunde einen Leichenstein zu setzen, wie noch keinem Könige ein solcher geworden ist, denn „über seiner Asche soll ein Paradies erblühn . . . ."

Karlos, als er nun, von der Mutter scheidend, hinwegeilen will, „um sein bedrängtes Volk zu retten von Tyrannenhand" . . . .

Karlos fällt in die Gewalt des priesterlichen Glaubensrichters; und Herzog Alba, des Fanatismus rauher Henkersknecht, rückt vor Brüssel mit spanischen Gesetzen.

Ankündigungen des Geistes der Weltgeschichte in den Personen des Drama's.

Der Versuch, die Niederlande vor Alba's Statthalterschaft zu bewahren, ist also gescheitert. Der Despotismus behält den Sieg. Indessen gereicht ihm dieser Sieg wenig zu eigner Genugthuung. Denn er kann sich's nicht verhehlen, er selber ist doch nichts weiter als der Handlanger des durch Domingo und den Großinquisitor repräsentirten, vermöge der Inquisition als höchste Erdenmacht bekundeten Kirchenpriesterthums.

Um jedoch zu erkennen, welche besonderen Ankündigungen des Geistes der Weltgeschichte auch in der Reformationszeit der Dichter habe zu Tage treten lassen, wollen wir die einzelnen Personen des Drama's etwas näher betrachten. Thun wir dies zuerst auf der Seite, wo die Freunde Flanderns zu finden sind! Da meint denn Posa: wenn Flandern gerettet werden soll, so kann dies nur durch den Königssohn, durch den Infanten Don Karlos geschehn. Und doch ist gerade Karlos die Ursach, daß die Anstrengungen für Flandern ohne Erfolg bleiben.

Der Infant Don Karlos.

In früheren Zeiten war der Infant ein Jüngling (V. 171 u. f.), dem's feurig durch die Wangen lief, wenn man von Freiheit sprach, ein Jüngling, der sich vermaß in süßer Trunkenheit, der Schöpfer eines neuen goldnen Alters in Spanien zu werden. Er war ein Denker, der dem Domingo (V. 2016 u. f.) Sorgen für den Thron, für Gott und seine Kirche bereitete.

Nun ist er ganz anders geworden. Alles ist nur Traum gewesen. Die Hoffnung Flanderns stürzt dahin u. s. w.

Die Erklärung dieser Veränderung im Wesen des Infanten ist in den Worten gegeben, durch welche er das auf seiner Brust brennende entsetzliche Geheimniß dem Marquis offenbart (271): „ich liebe meine Mutter". Karlos weiß, daß Weltgebräuche, daß die Ordnung der Natur diese Leidenschaft verdammen; er weiß, daß diese Leidenschaft ihn nur zum Wahnsinn oder Blutgerüste führen kann: und dennoch liebt er. Denn diese Liebe ist eben zur Leidenschaft in ihm geworden. Eine um so schlimmere Leidenschaft, als seine Liebe eine „lasterhafte und hoffnungslose" ist. Aber auch schon als pure Leidenschaft schlimm genug.

Denn sie ist nun zur Unvermeidlichkeit, zu zwingender Bewältigung aller Willenskraft vorgeschritten, so daß jeder Gedanke an etwas Anderes abgelehnt wird, und der Sinn, endlich bis zu gemeiner Sinnlichkeitsregung verdüstert, immer wieder zurückkehrt zu dem begehrten Gegenstande. So führt die Passion der Liebe, an sich so nobel und hoch menschlich, sobald sie, überdies nach verbotener Richtung hin, ein krankhafter Zustand geworden ist, zur Verkennung aller thatsächlichen Verhältnisse und obwaltenden Pflichten, zu Verkehrtheit im Denken und Thun, zu eignem und des Andern Untergang. Karlos kann von seiner Liebe nicht los: er ist für Posa's große

Hoffnungen, d. h. für Flanderns Rettung und für das neue goldene Alter der Menschheit verloren, ein kranker Mann. So „krank am Herzen" tritt Karlos in die Handlung unsers Drama's ein.

Ja, Karlos kennt die Krankheit seines Herzens, die ihn hindert, der Aufforderung zur Rettung der durch Alba's Henkerbeile mit Verderben bedroheten Niederlande zu genügen, und die er doch nicht bewältigen kann. In diesem Bewußtsein sagt er (4510): „diese fürchterliche Liebe hat alle frühen Blüten meines Geistes unwiederbringlich hingerafft".

In ähnlicher Weise beklagt Hamlet (in der bekannten Shakespeare'schen Tragödie gleichen Namens in dem Monologe des III. Aktes) seine Sucht zu Reflectiren und zu Grübeln als eine Krankheit, die ihn nicht dahin gelangen läßt, den ihm gewordenen Auftrag, nämlich die Bestrafung des an seinem Vater begangenen Mordes, zu vollziehn. Auch Hamlet kann von seiner Krankheit nicht los, obgleich er sich ihrer bewußt ist.

Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Blässe angekränkelt;
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren so der Handlung Namen.

Wie Domingo an dem Infanten Karlos bemerkt, daß er einen stillen Kummer so „feierlich" zur Schau trägt (22), während König Philipp (877) über das „abgemess'ne, festliche Betragen" seines Sohnes ungehalten ist: so rügt der König Hamlet das Betragen seines Stiefsohns mit den Worten:

Doch zu beharren
In eigenwill'gen Klagen, ist das Thun
Gottlosen Starrsinns, ist unmännlich Leid . . . . .
Wovon man weiß, es muß sein; was gewöhnlich
Wie das Gemeinste, was die Sinne rührt:
Weswegen das in mürr'schem Widerstande
Zu Herzen nehmen?

Und seine Mutter hat kurz vorher gesagt: „such' nicht beständig mit gesenkten Wimpern nach Deinem edlen Vater in dem Staub".

Was hilft es dem Marquis, daß er das Werkzeug seiner Rettungspläne schilt (V. 2417): „das Alles ist nun dahin, von einer Leidenschaft, von einem kleinen Eigennutz verschlungen!" Ebensowenig hilft es dem Geiste des alten Hamlet vor dem Sohne zu erscheinen, als dieser mit der Mutter hadert, statt den Mörder des Vaters zu strafen. Zwar fragt der Sohn selber:

> Kommt Ihr nicht, Euren trägen Sohn zu schelten,
> Der Zeit und Leidenschaft versäumt, zur großen
> Vollführung Eures furchtbaren Gebots?

Und der Geist bejahet mit den Worten: „Vergiß nicht! Diese Heimsuchung soll nur den abgestumpften Vorsatz schärfen". Aber wie augenblicks darauf Hamlet wieder von der Fluth eigenthümlicher Gedanken hinweg geführt wird: so hat ähnlich Karlos, obgleich er „weiß, daß Posa ihn nicht mehr achten kann", doch nur das Verlangen, seine Mutter zu sprechen. Wenn nun schließlich Hamlet den Mörder seines Vaters wirklich umbringt, so ist dieser Tod des Mörders doch nicht sowohl das Resultat seines Entschlusses als vielmehr die Lenkung einer höheren Hand, die dem Mörder den Genuß der Früchte seiner Mordthat verweigert. So entschließt sich zuletzt Karlos wirklich, nach Flandern zu gehn: aber nicht er, sondern die höhere Hand, welche die Geschicke der Menschen und Völker bestimmt, hat die Niederlande von der Herrschaft Spaniens befreit.

Wie denn nun? Solch einen Menschen hat sich Posa ausersehn zum Retter der Bedrängten, zum Beglücker der Menschheit? Mit andern Worten: solch einen Charakter hat der Dichter inmitten der großen Wandlung zweier Zeitalter aufgestellt, da sich's darum handelte, ob Despotenwillkür oder Vernunft und Naturrecht, ob Cabinetsweisheit oder Weltbürger-

thum, ob blutiges Nachtwerk des priesterlichen Fanatismus oder die lichte Freundlichkeit reinen Gottesglaubens und segnender Menschenliebe den Bestand der Menschheit sichern, das Heil der Menschheit herbeiführen solle? Kann solch ein Mensch das Werkzeug zur Beglückung des Menschengeschlechts sein?

In solchen Zeiten, da die höchsten Angelegenheiten der Menschheit theoretisch und practisch zur Frage kommen und zur Entscheidung drängen, in Zeiten, da der Geist der Weltgeschichte fühlbarer und gleichsam handgreiflich im Zeitenwirbel und Lebenssturm daher schreitet, um aus den Trümmern vergangener Jahrhunderte ein neues Leben zu gründen: in solchen Zeiten treten auch häufiger, in höherem Grade, mit größerer Rücksichtslosigkeit die menschlichen Begierden und Leidenschaften zu Tage, sei es der Menschheit zum Segen oder zum Fluch. Des Einen Leidenschaft weckt in Angriff und Abwehr die Leidenschaft des Andern; und die Tiefen der Menschennatur werden offenbar in dem allgemeinen Wellenschlagen und Wogendrang der Lebensverhältnisse. Uebergangszeiten sind nicht ohne krankhafte Stimmung der Menschenseele.

Solch eine Zeit des Uebergangs aus den Zuständen der Barbarei zu milderen Sitten, der rohen Gewalt zu gedankenmäßiger Handhabung der Dinge und Verhältnisse ist es ja auch, in welcher Shakespeare seinen Hamlet auftreten läßt. Hamlet und Karlos gleichen sich schließlich darin, daß Beide im Drange ihrer Passion zum Aeußersten schreiten wollen. Hamlet will sterben, durch Selbstmord sich von der Qual seiner Gedanken befreien. Karlos will vermittelst des von seinem Vater an die Eboli geschriebenen Briefes die Königinn zu seiner Buhle machen, also sich und die Königinn aus der sittlichen Welt wegsterben lassen. Beide sind krank. Beide sind daher ihrer Aufgabe nicht gewachsen, für die Bestimmung, welche ihre Lebensstellung ihnen zumuthet, nicht tauglich. Ein Kranker aber kann die Krankheit des Zeitalters nicht heilen. Krankhaftigkeit, sei es der Intelligenz, sei es der

Moralität, kann das Heil der Menschheit nicht gründen. Das meint der Dichter mit seinem liebeskranken Infanten Don Karlos. Ein Beispiel und Wink für so manchen Weltverbesserer!

Und doch waltet zwischen den beiden Helden der Leidenschaft ein bedeutungsvoller Unterschied ob. Das Resultat aus dem ganzen Leben des gleich beim ersten Schritt zur That in die Grube des Gedankenchaos hinabstürzenden Grüblers und durch Nichts zu beschwichtigenden Schwätzers Hamlet — was ist's? Im Begriff zu sterben zieht er als die Summe all' seines bisherigen Seins und Denkens und Redens die Erkenntniß: „der Rest ist Schweigen". Dies kann nicht wohl etwas Anderes heißen als: nun im Sterben hör' ich endlich einmal auf, über Alles zu grübeln und zu schwatzen.

Karlos dagegen, durch Leiden zu sich selbst gebracht und geläutert, erhebt sich aus den Wirbeln der Leidenschaft und wird schließlich durch die Lage der Dinge allein gehindert, die höheren Zwecke seines Daseins in Erfüllung zu bringen. Die Liebe, „die große Passion", an und für sich so rein menschlich, hätte ihn an edler Wirksamkeit nicht gehindert, vielmehr begeistert dazu hätte sie ihn. Nur die verkehrte Richtung, die Maßlosigkeit und Krankhaftigkeit machte ihn untüchtig. Daß er, gebessert und veredelt zwar, nun doch nichts vollendet, das ist seine Buße und der Schluß seines tragischen Daseins, ein Schluß, der uns mit ihm versöhnt. Versöhnt um so mehr, als seine Läuterung den Beweis liefert, daß das Pathos der Liebe im hohen Grade geeignet ist, den Menschen für die Erhebung und Beglückung der Mitmenschen zu kräftigen. Denn die Liebe veredelt und beglückt Den, der sie hat. Nun ist aber die Liebe nicht bloß das Rein-Menschliche, es ist auch das allgemeinste Menschliche; jeder Mensch ist dazu von Natur geradezu bestimmt. Folglich kann jeder Mensch unter entsprechenden Umständen durch die Liebe begeistert und gekräftigt werden, für die Menschheit sich thätig zu erweisen. Wenn nun auch ein

Einzelner, wie hier Karlos, durch leidenschaftliche Verirrung seiner Liebe an beglückendem Thun gehindert wird, so können und werden statt seiner Andere kommen, die, von der großen Passion der Menschenseele erfüllt, reineren Sinnes, mit gesunder Vernunft und gewissem Erfolge für das Heil und die Würde der Menschheit in den Kampf gehn.

Das kann ein Grübler und Schwätzer niemals. Daher giebt es in Zeiten politischer Gährung nichts Schlimmeres als Menschen, die Alles und Jedes der Reflexion unterwerfen und nicht aufhören können zu reden und wieder zu reden, so daß sie selbst zu richtigem Handeln nicht gelangen und Andre verhindern, rechte Thaten zu thun.

Politischen Zweck hat also der Dichter seinen Karlos nicht erreichen, kaum ernsthaft bedenken lassen. Indessen hat er ihn auch in der That in andrer Absicht in seine Herzenskrankheit gerathen lassen. Darum wird's wohlgethan sein, aus dem Ursprunge dieser Herzenskrankheit ihre poetische Bestimmung zu erkennen.

Schiller's Karlos ist eine von Hause aus edle aber weichmüthige Natur, einer Ergänzung seines Wesens bedürftig und disponirt, sich der Leitung eines ihm befreundeten Wesens ganz und gar hinzugeben. Schon als Kind ward er mutterlos, fremden, nach höfischer Etikette abgerichteten Leuten überlassen, während sein Vater sich um ihn gar nicht kümmerte. Mit den Jahren steigerte sich in dem Knaben die Sehnsucht nach Anschluß, das Verlangen nach Liebe. Er findet endlich Gelegenheit, diese Sehnsucht zu befriedigen an dem etwas älteren Knaben Roderich und erkauft — zwar nicht dessen Liebe und zärtliche Zuneigung, sondern eigentlich bloß dessen Duldung und nähere Zugesellung durch ein hartes Opfer. „Sein königliches Blut floß schändlich unter unbarmherz'gen Streichen", um den schuldigen Roderich vor einer Strafe zu bewahren. So wachsen beide Knaben zu Jünglingen auf, Karlos voll grenzenloser Liebe, Roderich, den Stolz der höheren Begabung und

der unabhängigen Stellung für diese Liebe dahingebend. Auf der Hochschule zu Alkala schwärmen Beide in den aus Deutschland, Frankreich und den Niederlanden auch nach Spanien herübergedrungenen Idealen von Freiheit und schönem Menschenthum.

Da wird dem Jüngling Karlos die französische Königstochter Elisabeth von Valois verlobt, viel gerühmt wegen ihrer Schönheit und Geistesanmuth. Ein Briefwechsel der Beiden ist eingeleitet. Besonders ist ein Brief, den Karlos während schwerer Krankheit in Alkala von der Verlobten empfängt, so liebevoll geschrieben, daß Karlos ihn auch später noch stets auf seinem Herzen trägt. Er liebt die Verlobte, ohne sie noch gesehn zu haben. Und um so inniger wird zu ihr seine Liebe, als Roderich aus Spanien sich entfernt, ihn also mit seiner Sehnsucht allein läßt.

Unter diesen Umständen findet's König Philipp seiner Politik angemessen, die Braut seines Sohns, die Tochter Frankreichs, selber zur Gattinn zu nehmen. Der Vater raubt also dem Sohne die Geliebte. Der Liebe-bedürftige, der Liebende, der im Gedanken an den dereinstigen Besitz der Geliebten bereits Glückliche — er soll nun diese Geliebte, die überdies als „die schönste Frau auf dieser Welt" ihm nahe tritt, sie soll er nun als seine Mutter betrachten, neben ihr in täglichem Verkehr der strengen Etikette gemäß wie ein Fremdling einhergehn. Ueberdies hat Philipp, durch die Höflinge „vor schwarzen Anschlägen" des ehrgeizigen Sohnes gewarnt, den Infanten von aller Theilnahme an Staatsgeschäften entfernt, so daß er Muße genug hat, den Verlust solcher Braut zu betrauern und sie, „die von Allen geliebt wird", nur desto heißer zu lieben. So auf sich allein angewiesen, zum Schweigen und zur Beherrschung jedes Wortes verurtheilt, der zwar weichmüthige, doch heißblütige Spanier, geräth er durch diese Liebe zur Mutter in einen Zustand, der dem Wahnsinn gleicht und krankhaft in ihm alle Willenskraft und ersprießliche Denkthätigkeit aufhebt. In

ihm tödtet die Liebe das Denken, wie im Hamlet das Denken die Liebe tödtet.

So findet ihn der von seiner Weltfahrt rückkehrende Marquis. Es erfolgen die Begegnisse, deren Zusammenhang wir in der Uebersicht über den Gang des Stückes in Betracht gezogen haben.

Während sich nun die Liebe des Prinzen in ihrer leidenschaftlichen Höhe und Krankhaftigkeit offenbart, wird sie, vermöge der Verrätherei der Fürstinn Eboli, Veranlassung zu des Königs ehemännischer Eifersucht. Der reichste Mann in der getauften Welt, der Herrscher, in dessen Staat die Sonne nicht untergeht, dieser Potentat, der einem Alba „„Warum nicht auf den Knieen vor mir, Kreatur? Noch bin ich König! Unterwerfung will ich sehen!"" zurufen darf, dieser Allgewaltige wird als Ehemann eifersüchtig auf seinen Infanten und zwar mit vollstem Selbstbewußtsein. Denn auf die Gemahlinn hinweisend (und doch wohl auch dabei dessen gedenkend, daß dieselbe seines Sohnes Braut gewesen ist) sagt er:

> Das ist mein eigen. Was der König hat,
> Gehört dem Glück — Elisabeth dem Philipp.
> Hier ist die Stelle, wo ich sterblich bin.

Wo ich sterblich bin, das heißt: wo ich mich als Mensch fühle, wo ich als Mensch gleich wie jeder andre Mensch, also jedem andern Menschen gleich, entweder leide oder glücklich bin.

Und dieser Allgewaltige wird nun durch seines Beichtvaters, seines Freundes und seiner Buhlinn Intrigue zu der, wenn auch nur einstweiligen Annahme gebracht, daß er der Ehegatte einer Buhlinn seines Sohnes, daß er also gleich jedem andern Menschen in der Lage ist, von irgend einem andern Menschen unter Umständen sein Eigenstes sich entreißen, sich bitterste Schmerzen bereiten, sich gleichstellen zu lassen dem Aermsten und Gemeinsten seines Reichs, preisgegeben zu wissen seine Ehre, sein Glück einem Andern, der ihn, den stolzesten Herrscher und Gebieter der Welt, zu einem bedauernswerthen, ja, lächer-

lichen Subject machen kann. Welch eine Wandlung! Der König auf dem Thron, sonst ein irdischer Gott, nun dem gewöhnlichsten Sterblichen gleich! — Elisabeth von Valois gehört dem Philipp von Spanien an, nicht inwiefern er ein König ist als etwas Absolutes oder Symbolisches, sondern inwiefern er das Individuum Philipp ist. Wiederum sucht Karlos die Liebe der Elisabeth nicht als Kronprinz bei der Königinn, sondern als das Individuum Karlos bei dem Individuum Elisabeth. Dadurch ist das Königthum aus seiner Universalität in das Gebiet simpler Individualität gestellt und der Gebieter der Millionen zweier Welten auch nur ein Individuum. — Philipp hat die Pflichten des Ehegatten verletzt, hat gesündigt! Hat er das gethan als König, der keinem Rechte unterworfen ist, der „nach keines Menschen Urtheil braucht zu fragen? dessen Sünde keine Sünde ist?" Ist aber dieselbe Sünde doch eine Sünde, wenn die Königinn sie begeht? oder wenn der Infant sie zu begehen sucht? Aus der eigenthümlichen Situation, in welche er versetzt ist durch seine Eifersucht gegen seine Gattinn, muß er erkennen, daß er seinerseits als Individuum gesündiget hat. Und so steht er nun als sündiges Individuum zu gleicher Verdammniß neben den andern Individuen, von denen er noch nicht einmal mit voller Gewißheit weiß, ob sie gesündigt haben gleich ihm.

In diese Situation hat ihn Don Karlos versetzt, hat ihn unter das Gesetz der Individualität gestellt und seinerseits das Recht des Individuums vollzogen, insofern er Vergeltung übt für das ihm selbst durch den Raub der Braut angethane Unrecht, und insofern er ebendadurch zugleich die Ausnahmestellung aufhebt, welche seither auf Grund kirchlicher Sanction und priesterlicher Lehren den Fürsten als Privilegium zuerkannt wurde. Die Prärogative des priesterlichen Königthums ist paralysirt durch die Lehre der Neuzeit von der Berechtigung der Individualität. Dies geschieht auf dem realen Lebensgrunde des häuslichen und Familienkreises mittelst

der Liebe des Karlos zur Gattinn des Königs. Wie aber könnte Philipp an das Recht des Individuums glauben, da Karlos dasselbe geltend zu machen sucht durch schnödesten Mißbrauch?

Darum geht auch Don Karlos persönlich zu Grunde. Aber das von ihm in seinem krankhaften Verfahren, wenn auch verkehrt und mißbräuchlich angekündigte Recht der Individualität, so weit es eben wirklich zu Recht besteht, hat seinen Einzug in das neue Zeitalter der Weltgeschichte gehalten und Bewegungen hervorgebracht, die bis auf diesen Tag fortdauern und noch lange genug fortdauern werden, bevor dasselbe, vollständig und rein abgeklärt, das Heil der Menschheit feststellen kann.

Was nun die geschichtlichen Erscheinungen, denen der Dichter in der Figur des Infanten Don Karlos concrete Gestalt gegeben hat, betrifft, so könnte es gleichgültig erscheinen, ob diese Figur einer wirklichen Person aus jener Zeit entspricht oder nicht, da jedenfalls jene Erscheinungen handgreiflich genug durch dieselbe verkörpert sind. Da aber König Philipp wirklich einen Sohn Karlos gehabt hat; da über die Art, wie und wie nicht ein Dramatiker mit historischen Persönlichkeiten umgehn dürfe, so viel geredet worden ist; da namentlich wegen der Behandlung des spanischen Infanten dem Dichter so mancherlei Vorhaltungen gemacht worden sind: so ist's nicht bloß von Interesse, wir sind's vielmehr dem Dichter schuldig, daß wir uns vorhalten, welche Züge das historische Original ihm zu seinem Bild im Gedicht dargeboten, und wie er diese Züge poetisch verarbeitet hat.

Es mag ja sein, daß Schiller bei seiner Zeichnung des

Charakters des Infanten die romanhafte Darstellung St. Reals vor Augen gehabt hat. Gewiß ist, daß er die Quellen, aus denen nunmehr Geschichtsforscher wie Ranke und Raumer sichre biographische Notizen über den spanischen Infanten gewonnen haben, nicht kannte. Auf Grund historischer Forschung steht etwa Folgendes über den Sohn Philipps II. fest.

Karlos bringt einen schwächlichen Körper mit in die Welt, liebt aber späterhin scharfes Reiten und anstrengende Waffenübung. Seine Geistesfähigkeiten und Charakteranlagen werden durch Unterricht und Erziehung nicht gehörig entwickelt und ausgebildet. Seine Mutter nämlich, Maria von Portugal, stirbt bald nach seiner Geburt, sein Vater ist eine lange Zeit aus Spanien abwesend, und seine Tante, des Vaters Schwester, Donna Juana, welcher seine Erziehung und Pflege anvertraut war, besaß nicht die erforderliche Willensstärke, den unbotmäßigen und zu Geistesarbeit nicht aufgelegten Knaben im Zaum zu halten. Sie ließ ihm seinen Willen und litt aus nachsichtsvoller Schwäche selbst durch seine Unarten. Indessen liebt er die Wahrheit, heuchelt nicht und kann die Leute, die viel schöne Worte machen, nicht leiden.

In dem Frieden, den Philipp zu Château-Cambrésis mit Frankreich schließt, wird Elisabeth, die schöne und liebenswürdige Tochter Heinrichs II. und der Katharina von Medicis, dem Infanten Don Karlos zur Braut bestimmt. Aber 1560 heirathet Philipp selber die Prinzessinn. Die Trauung wird in Guadalajara vollzogen, und Karlos ist bei derselben zugegen. Wahrscheinlich will Philipp seinen Sohn nicht zum Nachdenken über den Verlust einer so schönen Braut kommen lassen oder ihm eine Art von Entschädigung gewähren. Bald nach der Vermählung läßt er am 22. Februar in der Kathedrale von Toledo seinem Sohne Don Karlos als Kronprinzen von den versammelten Cortes und den Großen des Reiches den Eid der Treue schwören, eine Ceremonie, die mit außerordentlichem Gepränge vollzogen wird.

Die junge, muntere Königinn benimmt sich in hohem Grade freundlich, gütig und rücksichtsvoll gegen ihren Stiefsohn; und der Prinz fühlt sich um so mehr zu ihr hingezogen und um so wohlthuender durch ihre Freundlichkeit berührt, als er in seinem herzlosen Vater nur den kalten Gebieter kennen gelernt und bei seiner sonstigen Umgebung nur vorschriftsmäßige Unterthänigkeit gefunden hat. Wenn aber auch in einem Briefe an Katharina von Medicis einmal geschrieben wird, der Prinz mögte gern der Königinn noch näher verwandt sein (davantage son parent), so ist doch von einem Liebesverhältniß zwischen dem Infanten und der Königinn nirgend auch nur die leiseste Spur zu finden. Vielmehr war die Königinn Elisabeth darauf bedacht, den Infanten mit ihrer Schwester zu verheirathen. Der Infant hinwiederum dachte mit Freude und Schmerz daran, daß der Kaiser Maximilian II. und seine Gemahlin recht ernstlich und eifrig um ihn für ihre Tochter Anna geworben hatten. Mit Freude, weil er sie gern geheirathet hätte, mit Schmerz, weil sein Vater die Verbindung hintertrieb. Auch diese dem Karlos zugedachte Prinzessinn hat späterhin nach dem Tode der Elisabeth Philipp II. selber geheirathet. Seltsamer Weise legte er der Vermählung seines Sohnes in noch mehreren Fällen allerlei Schwierigkeiten in den Weg; und es wurde noch von manchen Seiten her um den Prinzen geworben. Angesichts solcher Thatsachen sollte man kaum meinen, daß Don Karlos so gar häßlich und widerwärtig gewesen sei, wie doch von Manchem behauptet wird. Freilich körperliche Krankheit und der Ungestüm des Gemüths steigerten sich mehr und mehr. Je älter er ward, je schlimmer seine Gesundheit sich durch wiederholte Fieberzustände und durch eine wenig geordnete Lebensweise zerrüttete, desto mehr verdüsterte sich sein Geist, zuweilen bis zur Kundgebung des Wahnsinns.

Noch im Jahre 1560 ging der Anordnung Philipps gemäß Don Karlos auf die Hochschule von Alkala de Henares. Ihn begleitete sein Vetter Alexander Farnese, ein Sohn der Mar-

garethe von Parma, die eine natürliche Tochter Karl's V. war, und sein Oheim Don Juan d'Austria, der natürliche Sohn desselben Kaisers Karl, in demselben Jahre mit dem Infanten Don Karlos geboren, eine Spätfrucht der extravaganten Neigungen des Großvaters unsers Helden. Allzuviel werden die drei jungen Herrn auch nicht studirt haben. Letzteren aber hatte Karlos sehr lieb und bezeugete diese Liebe in einem Testamente, das er in Alkala verfaßte, als er durch einen Sturz von der Treppe in eine schwere Krankheit gefallen war. Dieser Sturz hat dem Infanten eine Gehirnerschütterung zugezogen, deren Wirkungen, durch spätere Krankheiten gesteigert, seine Geistes- und Körperkräfte mehr und mehr haben verkommen lassen. Im Jahre 1563 begleitete Karlos den königlichen Hof in das zur Residenz erhobene Madrid.

Indessen ward die Stimmung des Infanten immer düstrer. Bei Gelegenheit brach sie nicht ohne Wildheit hervor. Er interessirte sich lebhaft für Staatsgeschäfte. Es verdroß ihn, daß man ihn unthätig ließ. Er wohnte zwar den Berathungen bei, durfte auch wohl reden. Aber man beachtete seine Meinung nicht und behandelte ihn wie eine Puppe. Dieser unbefriedigte Drang nach Thätigkeit erbitterte ihn gegen die ersten Diener des Königs, besonders gegen Alba, der ihn stets wie ein unmündiges Kind behandelte, während er doch selber das blinde Werkzeug des königlichen Willens war. Nicht minder erbittert und hochfahrig zeigte sich der Infant gegen die Priester und Ketzerrichter, die auf seinen Vater einen so beherrschenden Einfluß übten und bei ihm dasselbe versuchten. In der That hatte er eine zu hohe Meinung von sich und seiner Fürstlichkeit, als daß er eine Beeinflussung seines Willens hätte dulden mögen. Dafür wurde ihm denn freilich auch von den Priestern gründlicher Haß nachgetragen, um so mehr, als sie ihn, den Vorschriften des Königs gemäß, mit der strengsten Rücksicht etikettenmäßiger Hochachtung behandeln mußten.

Des Infanten Aufregung ward immer ersichtlicher, seitdem

die niederländischen Angelegenheiten Gegenstand vielfacher Berathungen in Madrid geworden waren. Egmont war 1565 daselbst. Statt seiner verhandelten seit 1566 der Marquis van Bergen und der Baron de Montigny. Es kam zuweilen zu heftigen Auftritten, zumal da der Baron einen soldatisch freimüthigen Ton gegen den König anstimmte, der diesem das Blut zu Kopfe trieb.

Da ist es denn geschehn, daß der Infant Don Karlos eifrigst verlangte, man solle ihm die Schlichtung der Niederländischen Wirren übertragen. Als dessenungeachtet die Sendung Alba's bestimmt wurde, stieg sein Haß gegen den Vater aufs Höchste, kannte sein Grimm gegen Alba keine Grenzen mehr. Als der Herzog kam, um sich bei ihm zu verabschieden, empfing er ihn mit den Worten: „Ihr sollt nicht nach Flandern gehn; ich selbst will dahin!" Der Herzog suchte ihn zu beruhigen. Da stürzte er mit gezücktem Degen auf ihn ein und herrschte ihn an: „Du sollst nicht gehn; wagst Du es, so bring' ich Dich um!"

Da sein Wunsch, als Abgeordneter des Königs nach Flandern zu gehn, kein Gehör gefunden hat, beschließt er, durch die Flucht aus Spanien seinen Zweck zu erreichen. Er sendet Leute aus, die ihm zum Behuf seiner Fluchtreise eine halbe Million Dukaten auftreiben sollen. Diese kehren in der Mitte Januars 1568 zwar nur mit dem vierten Theil dieser Summe zurück; aber er giebt darum seinen Plan nicht auf. Vielmehr theilt er ihn nun seinem Oheim Don Juan mit. Während dieser, da ihm die Sache zu bedenklich scheint, dem auf einer Reise abwesenden Könige so schnell wie möglich Anzeige macht, hat Karlos am 17. Januar 1568 beim Generalpostdirector Don Roman de Tassis Pferde bestellt. Dieser jedoch, Unrath vermerkend, entfernt sämmtliche Postpferde aus Madrid, so daß die Flucht verschoben werden muß und der durch Don Juan d'Austria herbeigerufene König Zeit gewinnt, gegen die Thorheit seines Infanten entsprechende Maßregeln

zu ergreifen. Karlos wird durch den König selbst in feierlicher Weise für einen Gefangenen erklärt und unter der Aufsicht des Herzogs von Feria eingesperrt gehalten. Und so ist er in Folge immer heftiger wiederkehrender Krankheitsanfälle am 24. Juli 1568 natürlichen Todes gestorben. — —

Was nun bei dem historischen Don Karlos die Folge seiner frühen und andauernden Kränklichkeit, des Mangels an regelmäßiger Bildung und Zucht, der mißtrauischen Zurückweisung von Seiten seines Vaters, der Geschäftslosigkeit, der unregelmäßigen Lebensführung, des Ingrimms über seine Zurücksetzung und Verlassenheit, auch wohl wirklichen Hasses gegen seinen Vater ist, dieses ungestüme, haltlose Wesen, diese „Raserei" und fast wahnsinnige Vergessung aller Rücksichten, all' dies besinnungslose Wesen, wodurch allein er fähig ward, so gegen den eignen Vater hervorzutreten, wie er's in unserm Drama thut: das hat Schiller als die Wirkung einer leidenschaftlichen Liebe des Prinzen zu seiner Stiefmutter dargestellt. Die Krankhaftigkeit der Liebe des Prinzen ist allerdings erdichtet. Ein Liebesverhältniß zwischen dem Prinzen und der Königinn hat in Wirklichkeit nicht bestanden. Es ist aber auch nicht außer Acht zu lassen, daß Schiller ein solches *Verhältniß* in unserm Drama gar nicht dargestellt hat. Die Königinn giebt von sentimentaler Liebe zu ihrem Stiefsohn ganz und gar nichts zu erkennen, wenngleich sie ihn ihrer Freundschaft versichert und theils aus angeborner Herzensgüte theils um ihrer politischen Interessen willen ihn liebreich behandelt, wie ja solches die historische Königinn Elisabeth wirklich gethan hat.

Ganz erdichtet ist allerdings die Liebesepisode, in welcher Karlos in Verbindung mit der Prinzessinn Eboli erscheint. Mit dieser Eboli hat der Infant nachweislich nicht in irgend einem Verhältnisse gestanden. Wohl aber war sie wirklich die Mätresse des Königs Philipp II. und hatte von ihm einen Sohn, der später als Herzog von Pastrana bekannt ist. — Aber wie überaus vortrefflich künstlerisch ist die Art, wie Schiller diese

historische Eboli benutzt und ästhetisch zum Mittelpunkt der Intrigue macht, um den „Grund alles Uebels“, aus welchem die tumultuarischen Bewegungen der Neuzeit hervorgetreten sind, recht scharf und klar an den Tag zu bringen.

Darüber, daß der Dichter auf Grund allgemein gangbarer Meinung den Infanten zuletzt in die Gewalt der Inquisition gegeben werden läßt, braucht weiter nichts gesagt zu werden, als daß er diesen Schluß seines Drama's hätte erfinden müssen, wenn er ihn nicht bereits in all' den Erzählungen, die ihm bekannt sein konnten, als vermeintlich wirklichen Schluß des Lebens des Infanten Don Karlos vorgefunden hätte. Bis zu neuesten Zeiten her hat man allgemein geglaubt, daß Philipp seinen Sohn habe umbringen lassen; und wenn man die Briefe lieset, in welchen er die Einsperrung des Infanten bei allen Verwandten des spanischen Hofes und anderen Fürsten mit erfinderischer Heuchelei, Verheimlichung und Trüglichkeit zur Anzeige bringt, so kann man Keinem verdenken, daß er dem so bekannten Politicus allen Glauben versagt und vielmehr bei der Annahme einer inquisitionsgerichtlichen Beseitigung verharrt. — Großartiger aber als durch diese Schlußscene des Drama's konnte das bei allem Schein der Herrlichkeit doch vorhandene Unzulängliche und Knechtische des priesterlichen Königthums nicht aufgewiesen werden, in dieser Schlußscene, da der König sich muß schelten lassen wie einen Schulknaben und seinen Sohn opfern, um Gnade zu finden vor dem Glaubensrichter. Großartiger konnte nicht aufgewiesen werden die in der Priesterherrschaft vorliegende Grundursach aller der Zeitgebrechen, welche endlich den Geist der Weltgeschichte zu erschütterndem Eingreifen in alle Verhältnisse des Menschenlebens empörten.

Der Marquis Posa.

Ganz offen dargelegt ist die Mission des Don Karlos auf dem Gebiete der Politik. Ihm wird auf's Entschiedenste zugemuthet, in Person die Sicherstellung Flanderns vor dem Einschreiten des Herzogs Alba durchzusetzen. Wie er also vermöge seiner Liebe zur Königinn die ganze Erbärmlichkeit der realen Lebenszustände auf dem Boden des Familienwesens bloß stellt, so soll er zu gleicher Zeit eine neue, auf Freiheit und Vernunftsideen gegründete Ordnung der Dinge des staatlichen Wesens in den durch Glaubenszwang und Fürstendespotie zur Empörung gereizten Niederlanden herbeiführen, um weiterhin das Menschengeschlecht für alle Zukunft zu veredeln und zu beglücken. Als Sohn des Hauses weiset er die Gebrechen des Familienthums auf; als Erbprinz des Reichs soll er sich erheben gegen die Mängel der Politik.

Damit deutet Schiller erkennbar genug darauf hin, daß das Familienleben mit dem Staatsleben auf's Engste in Bezüglichkeit steht. Das Familienleben ordnet sich von selbst, wenn das Staatsleben normal wird; das Staatsleben bleibt ein gedeihliches, wenn in den Familien der Geist der Liebe und Treue, der Wahrheit und Rechtschaffenheit waltet. Und umgekehrt! Haus und Staat begreifen also die Totalität des realen Bestandes des Menschenlebens in sich. So wäre also die Umgestaltung (Reformation) des ganzen Menschenlebens, die summarische Verneuerung der bisherigen Formen, der gebräuchlich gewordenen, durch die Zeit sanctionirten Zustände der Gesellschaft, es wäre Dies der Kampf, der unserm Helden zur Aufgabe gemacht ist. — Aber der Hauptagent der Rettung Flanderns, der Malteserritter Marquis von Posa, dem Karlos das Werkzeug zur Ausrichtung seiner Pläne ist, weiß vom Familienwesen

nichts, kennt also auch nicht den Zusammenhang von Familien- und Staatsleben. Und wie für den Karlos der Kampf zu Ende geht, haben wir schon gesehen.

Der eigentliche Agent der neuen Zeitbestrebungen auf dem Gebiete der Politik ist, wie gesagt, der Marquis von Posa. In ihm erscheinen die neuen Zeitideen verkörpert, so daß er dasteht wie ein Vorherverkündiger des Aufruhrs der Niederlande, durch welchen die beim Beginne des sechszehnten Jahrhunderts sich erhebenden Ansprüche des Menschengeistes zuerst mit Nachdruck in der politischen Welt zur Geltung gebracht werden.

Marquis von Posa? Ob ein spanischer Grande dieses Namens am Hofe Philipps II. gelebt und mit dem Infanten in Verbindung gestanden hat? Angesichts einer historischen Tragödie, wie solche hier vor uns liegt, ist der Wunsch so natürlich, daß jede mitwirkende Potenz des Drama's zugleich als mitwirkende Macht der weltgeschichtlichen Wirklichkeit sich kund geben mögte. Nun hat man Andeutungen zu finden geglaubt, daß der wirkliche Karlos mit dem Grafen Egmont, als dieser zur Schlichtung der Niederländischen Händel 1565 in Madrid war, in Verkehr gestanden habe. Man hat die beiden Nachfolger Egmonts, den Marquis van Bergen und den Baron von Montigny in Verdacht gehabt, mit dem Infanten Karlos hochverrätherische Pläne gegen den König geschmiedet zu haben. Beide sind in Folge dessen nie wieder in ihre Heimath zurück gekehrt. Der Marquis van Bergen ist zwar an einer Krankheit in seinem Bette gestorben 25. Mai 1567, aber gestorben, weil König Philipp nicht zuließ, daß er zur Herstellung seiner Gesundheit aus Spanien sich in seine Heimath begebe. Dagegen ist Montigny, der als „einer der schlimmsten Aufwiegler“ betrachtet wurde, nach Philipps eigner genauer Anweisung auf die raffinirteste Manier um seine Freiheit und zuletzt durch Erdrosselung im Gefängniß 16. Oct. 1570 um's Leben gebracht worden. Diese Männer könnten dem Dichter den Stoff zur Bildung des Marquis Posa geliefert haben.

Aber es ist nicht die Spur eines Beweises gefunden worden, daß sie überhaupt mit dem Infanten in nähere Berührung getreten wären. Und so mag denn Posa's historische Wirklichkeit dahin gestellt bleiben Jedenfalls erscheint er in unserm Drama als der Träger jener Ideen, welche im sechszehnten Jahrhundert den Umschwung der realen Verhältnisse, dessen Erschütterungen sich auch jetzt noch an den Fundamenten unsrer Lebensbauten von Tag zu Tage fortsetzen, vorbereitet haben.

Marquis Posa — der Knabe Roderich, durch Geistesgaben den Königssohn verdunkelnd, drückt stolzen Herzens gering're Kinder in die Arme und bietet kalt und ernst jenem nichts als die vorschriftsmäßige Kniebeugung. Doch zittert er vor den Folgen eines schlimmen Wurfes mit dem Federball, bringt die Verhehlung der Wahrheit auch dann noch über's Herz, als der sich für ihn anklagende Königssohn blutig gepeitscht wird, und verspricht nur, da er vor solcher Opferthat seinen Stolz beugen muß, dereinst zu bezahlen, wenn der jetzt Gepeitschte einmal Herr zweier Welten geworden sein wird.

Marquis Posa — „man kaufte ihm das Kreuz", d. h. er ward früh Mitglied des Malteserritter-Ordens, eines Ordens, dessen Großmeister mit den Fürsten der Völker auf gleicher Stufe der Geltung stand, dessen Mitglieder Keinem, auch nicht Einem Gehorsam zu leisten hatten außer ihrem Meister. Gelöset von jeglichem Familienbande, von jedem staatlichen und kirchlichen Verhältniß (denn ihr Meister ist ihnen König und Papst zugleich), der ganzen Welt gegenüber auf sich selber allein stehend, im grenzenlosen Stolz einer Ausnahmestellung nichts achtend als des Meisters Wort, des Ordens Ruhm, die eigne Ehre als Zuwachs zur Ehre des Ordens, das Leben jeden Augenblick in die Schanze zu schlagen bereit, darum frei, frei von Allem, was der Mensch sonst fürchtet oder verehrt, frei von Vorurtheil und von Meinungen, die dem familienmäßig, staatsbürgerlich, kirchengesellschaftlich lebenden Menschen heilig sind. Was können solchem Manne die Familienbande, was kann

ihm eheliche Gattenpflicht, was Kindestreue gelten? was kann ihm der durch die gewöhnlichen Bedingungen des Alltagslebens gebundene Mensch werth sein?

Neben diesen der Ausnahmestellung des mönchischen Ordensritters zugehörigen Eigenthümlichkeiten hegt nun unser Marquis von Posa einen ungeheuren Stolz seiner Eigenkraft und seines Selbstbestandes. Darum, wie sehr auch sein Ritterthum seiner Individualität zusage und entspreche, so will er es, um desselben vollständig froh zu sein, doch erst durch verdienstliche That zu seinem Eigenthum machen. So kämpft er als achtzehnjähriger Jüngling bei der Vertheidigung Malta's gegen die Türken (am Ende Juni 1565) und thut Wunder der Tapferkeit. Selbst ein Alba spricht mit Bewunderung von ihm (V. 2900 u. f.) und hätte zu seiner Lobrede vor dem Könige hinzusetzen können: dieser kühne, schwärmerische Mensch wird es Dir, du Mann der Hinterlist und Heuchelei, nie vergessen, daß du durch deine trügerische, schändliche Politik eigentlich schuld daran bist, daß der Orden auf Malta nahe daran war, vor der türkischen Uebermacht gänzlich zu Grunde zu gehen. — Und dieser Stolz, diese Uebervölligkeit des individuellsten Selbstbewußtseins ist entschieden, seit er als freier Mann und Ebenbürtiger (V. 487) mit König Heinrich II. von Frankreich im Ritterspiel zu Rheims eine Lanze brach und die Farbe der schönen Königstochter Elisabeth dreimal siegen machte. Elisabeth selbst sagt ja, daß er bei dieser Gelegenheit der Erste gewesen ist, der in ihr den Gedanken erweckt habe, es müsse ein Ruhm sein, Königinn der Spanier zu sein. Er hatte sich also auch gewöhnt, im persönlichen Einzelkampfe Könige zu besiegen, nachdem er als Ordensritter mit seinen Genossen siegreich gegen den Herrn des Morgenlandes gestritten hatte. Und nach solchem Streit und Sieg war er ruhig und in sich selbst begnügt auf die Hochschule von Alkala zurückgegangen, um seinen Geist durch Wissenschaft weiter und zu den Geisteshöhen des Zeitalters empor zu bilden.

So geistig und ritterlich ausgestattet macht er Reisen im Gebiete der zur Zeit am tiefsten aufgeregten, durch die neuen reformatorischen Ideen zu neuem Dasein emporstrebenden Völker Europa's. Als er diese Ideen zu seinem Eigenthum gemacht hat, kehrt er nach Spanien mit dem festen Willen zurück, ihnen Realität zu verschaffen durch Benutzung der Umstände, die sich in den Niederlanden für solchen Zweck auf's Günstigste gestaltet hatten.

Aber seine Lebensbeobachtung und Welterfahrung muß ihn wohl gelehrt haben, daß die Reorganisation des staatlichen und menschheitlichen Lebens am sichersten gelinge, wenn sie von den Thronen herab allmälig und zwanglos betrieben oder doch begünstigt wird. Darum kommt ihm seine frühere Verbindung mit dem Kronprinzen des damals wichtigsten Reiches der Erde zu Statten. (Aehnlich suchte der unruhig durch aller Herrn Länder schweifende Kämpfer für Freiheit und Humanität, Ulrich von Hutten, den damals jungen Kaiser Karl V. für die Beschützung und Förderung der neuzeitlichen Strebungen zu gewinnen). Er geht daher nach Spanien zurück, im enthusiastischen Eifer der Erfüllung seiner Wünsche und Hoffnungen so gut wie gewiß.

Der Enthusiast wäre kein Enthusiast, wenn er bei Ergreifung der Mittel zur Erreichung seines Zweckes wählerisch sein wollte. Der Schwärmer ist eben daher ein Schwärmer, daß er dem Gegenstande seiner Schwärmerei alles Uebrige unterordnet, alles Uebrige nur als Mittel zu seinem Zweck betrachtet, benützt, und schließlich sein eignes Leben in die Schanze schlägt, wenn sein Tod das Gelingen des unternommenen Werkes in Aussicht stellt. Das ist eine durch die ganze Weltgeschichte beglaubigte Thatsache und bedarf keines andern Beweises.

Solch ein Enthusiast ist der Marquis von Posa. Enthusiasmus ist das einzige Motiv seines Handelns. Dieser Marquis von Posa mit allen den durch seine isolirte Lebensstellung concentrirten, durch Schulbildung theoretisch gerichteten, durch Lebenserfahrung und in eignen Großthaten gehärteten Geistes-

und Gemüthskräften, mit dieser durch besondere Charaktereigenthümlichkeit stark gewordenen Individualität, die in subjectiver Selbstgenugsamkeit und in dem ganzen Stolz bewährter Eigenkraft den Egoismus der Selbst- und Alleinberechtigung zu voller Geltung bringt, er ist mit dieser Uebung der „Berechtigung des Individuums" der Repräsentant der neuen Zeit. Denn der Grundzug aller Menschheitsbewegung im Reformationszeitalter ist gerichtet auf Lehren uud Bethätigen des Rechts der Individualität. Dies Recht nimmt Posa in schroffster Weise in Anspruch; in diesem Sinne verfolgt er sein Ziel.

Und wie findet er nun den Infanten Don Karlos? diesen Jüngling, von dessen Willigkeit die Erreichung seines Ziels so wesentlich bedingt ist? Darüber sind wir ja bereits hinlänglich im Klaren. Aber nicht weniger klar muß uns auch bereits geworden sein, daß von einer in der sentimentalen Bedeutung des Wortes zu verstehenden, persönlich zärtlichen Freundschaft des Marquis von Posa zu dem Infanten Don Karlos nicht die Rede sein kann. Eine solche Freundschaft hätte die Begünstigung der Liebe des Freundes zur Mutter nicht zugelassen, hätte die Empörung des Sohnes gegen den Vater nicht gebilligt, ist überhaupt aber — und das ist die Hauptsache — durchaus gegen den ganzen Charakter des Maltesers, des politischen Schwärmers, des Weltbürgers. Daß Karlos dem Marquis mit dieser sentimentalen, sich hingebenden Zuneigung ergeben ist, gründet sich auf die ihn charakterisirende Hülfsbedürftigkeit und beweiset am besten, daß er von Hause aus für die politischen Practiken wenig gestimmt ist. Indessen ist die Politik das Bindemittel geworden, wodurch er sowohl mit dem Posa als auch mit der Königinn zusammengehalten wird. Und so läßt er um der Personen willen die Sache an sich kommen, wie im Gegensatz Posa um der Sache willen den Don Karlos lieb hat. Denn „in diesem Einzigen umschließt sein Herz die ganze Welt" (4256), wie ihm des Karlos Seele als das Fun-

dament kostbar ist, weil er darauf „ein Paradies für Millionen" erbauen will.

Was für ein Paradies ist's denn nun, das Posa erbauen will? und wie faßt er den paradiesischen Zustand in Ansehung seiner eignen Person auf? Sehen wir recht achtsam zu, was Schiller seinen Posa hierüber sagen und andeuten läßt, damit wir desto sicherer erkennen, was er, Schiller, mit diesem seinen Posa sagen will oder vielmehr wirklich gesagt hat!

Posa will herstellen einen neuen Staat (4279) und durch diesen ein neues goldenes Zeitalter (176), in welchem, durch Gedankenfreiheit (3217) aus ihrer gegenwärtigen Selbsterniedrigung (3098) emporgehoben, die Menschen selbst denken, durch selbstständiges Thun ihr Glück schaffen (3062), so daß Bürgerglück und Fürstengröße, versöhnt, mit einander und durch einander den normalen Zustand des Menschheitslebens zu Tage treten lassen (3153).

Solch einen Staat will er durch Don Karlos herstellen. Aber Karlos nennt das Unternehmen einen zwar „schönen", doch „kindischen Einfall" (177). Posa selbst bezeichnet diesen Staat als „ein Traumbild, ein kühnes Traumbild" (4279) und seufzt bei dem Gedanken, daß das von ihm in der Seele des Infanten geschaffene „Paradies für Millionen" nur der Inhalt „schöner Träume" gewesen ist (4259).

Posa selbst hat also eigentlich keinen Glauben an sein eignes Werk.

Wer von uns, die wir der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts angehören, gedächte bei den Reden des Marquis nicht der Träume seiner Jugend! Wer, auch in gereifteren Jahren, fühlte in schönen Stunden der Erinnerung an diese Träume sich nicht noch einmal jung und glücklich, bis er aus den Erinnerungsträumen zur Anschauung der Wirklichkeit wieder erwacht und seufzend bekennt, daß diese Träume sich nothwendig verflüchtigen mußten. Ihre Bilder waren so unbestimmt und unklar, daß sie kaum Gestalt gewinnen konnten.

Denn sie hatten keine andre Grundlage als den aus widerwärtiger Wirklichkeit erstandenen Wunsch und die luftige Phantasie, welche Mittel und Zweck, Möglichkeit und Thunlichkeit, Gedanken und Wirklichkeit, Ideal und Realität nie an einander misset, sondern am Spiele mit bunten Bildern sich selbst begnügt und — betrügt. „Die Phantasie, wenn sie in die Fäden des wirklichen Lebens greift, kann nur die Fäden verwirren und das Leben zerstören".

Wenn nun Posa seinen Mitmenschen einen solchen Lebenszustand, dieses Paradies für Millionen, hätte wirklich bereiten können, so hätte er doch jedenfalls diesen Zustand nach der Norm, welche er für sich selbst, also für Herstellung und Sicherung seines eigenen Glückes in Anwendung zu bringen wünscht, einrichten müssen. Welches wird diese Form sein?

Siehe da! Posa ist nach den ganz zutreffenden Worten der Königinn (516) gesonnen,

> In seinem Vaterland sich selbst zu leben,
> Ein größ'rer Fürst in seinen stillen Mauern
> Als König Philipp auf dem Thron — ein Freier!
> Ein Philosoph!

Damit ist denn wohl der höchste Grad der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit bezeichnet, in welcher ein Mensch leben kann. Und Posa stimmt dem bei, wenn er sagt: „ich bin zufrieden, ich genieße die Gesetze (2986)!" Denn die Gesetze des Staats schützen ihn in seiner unabhängigen Stellung, so daß ihn Niemand belästigen und durch Zumuthungen in seinem Für-sich-leben stören darf. Darum will er auch kein Amt, keinen Dienst. Denn er würde dadurch Anderen verantwortlich, durch die Pflichten seines Amtes bedingt, durch die Art des Dienstes zu diesem oder jenem Verhalten genöthigt. Ja, er käme in den Fall, für Andre wirken zu müssen, während er jetzt für Andre nur zu denken braucht. So verschmähet er auch den Fürstendienst,

d. h. den Dienst im Namen und Auftrage des Staatsoberhauptes, (3023) weil er durch die Forderungen desselben gehindert sein würde, nach eignem Behagen und Ermessen zu thun und zu lassen, wozu er gerade Lust hat. Obwohl er der Schöpfer des Glücks Andrer werden mögte, so will er's doch „nach eigener Wahl zu seiner eignen Freude" (3033). Wenn er mit Andern gemeinschaftlich, oder wohl gar im Auftrage und nach den Bestimmungen Andrer für Menschenglück wirksam sein sollte: so würde er sich (3037) erniedrigt fühlen.

Ich aber sollte zum Meißel mich erniedern,
Wo ich der Künstler könnte sein?

Wie nun? Klingen denn die Ausrufe: „Ich liebe die Menschheit! Ich bin ein Bürger dieser Welt (Kosmopolit)!" klingen diese und ähnliche Ausrufe nicht recht schön? — Freilich, wenn er nun auch sagt:

Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer, welche kommen werden —

so klingt uns dies Selbstlob (3080) recht schlimm bedenklich. Denn wer nur für die Zukunft zu leben sich geeignet fühlt, der versäumt, für die Gegenwart thätig zu sein; und wer in der Liebe zur **Menschheit** sich befriedigt weiß, ist selten aufgelegt, **für die Menschen** bei der Hand zu sein. Wenn ein solcher Weltbürger und Zukunftsmann mit den von unserm Freund Posa dargelegten Ansprüchen auch jetzt 1865 zu uns käme, so würde er jedem besonnenen Manne als der ärgste Egoist, als eingebildeter Schönredner, als exclusivster Absolutist erscheinen. Keiner soll von ihm etwas verlangen, keiner gegen ihn eine Meinung geltend machen, Jeder soll sich nach ihm richten, soll nach seiner alleinigen Vorschrift selig werden.

Wie er das nun so für sich wünscht, um sich glücklich zu

wissen: so muß er, der Menschenbeglücker, doch die andern Menschen alle in gleiche Verfassung zu bringen suchen. Da wimmelt's dann bald von Weltbürgern und Zukunftsmännern, die nur für sich leben, keinen andern Willen als den ihrigen anerkennen, die nur Künstler sein wollen und den Meißel schwingen, statt Meißel zu sein oder wohl gar der Marmor, aus dem ein Götterbild geschaffen werden soll, u. s. w.

Vermöge solches Egoismus würde Marquis Posa ein ärgerer Despot werden, als es der von ihm so hart beschuldigte König Philipp ist. Das beweisen die angeführten Reden, das beweiset sein Thun und Verhalten gegen den Infanten. Er nennt diesen allerdings seinen Freund und giebt ihm mancherlei zärtliche Namen; aber eigentlich behandelt er ihn doch meist wie einen Knaben. Und auch die Königinn muß ihm für seine Pläne dienstbar sein, wie er's vorschreibt. Soll's denn aber für Nichts gelten, daß er den Sohn gegen den Vater empört? daß er die Königinn zu Conspiration gegen ihren König und Gemahl anreizt, so daß sie den Sohn gegen den Vater ungehorsam machen hilft? Stiftet er denn nicht bei dem Streben, „ein Paradies für Millionen" zu gründen, den Untergang des Familienwesens in seines Königs Hause? Uebt er nicht persönlich Betrug gegen diesen König, der ihm doch Vertrauen geschenkt hat? Jedes Mittel ist ihm gerecht. Ist er doch nahe daran, einen Mord an der Eboli zu begehen, um Herr der Verhältnisse zu bleiben.

So ist's thatsächlich, wenngleich er kurz vor dem Schlusse seines Lebens sowohl der Königinn als auch dem Infanten die Motive zu seinem Verfahren und die Erklärung desselben in versöhnlicher Weise mittheilt. Und wenn er nun schließlich in den Tod geht, so kann er kaum sagen, daß er für seinen Freund sterbe; vielmehr stirbt er nur, um für die Zwecke und Ziele, für die er gelebt hat, seinen Freund zu erhalten.

So gilt denn auch für den Weltverbesserer Posa das Wort: „was siehest Du den Splitter in Deines Bruders Auge? Ziehe

zuvor den Balken aus Deinem Auge!" Gewiß! Und Schiller hat mit scharfem Griffel diese Mahnung unter das Bild seines Lieblings geschrieben, damit Alle, welche diesen Posa um seiner Verkündigung eines von Freiheit und Menschenwürde geadelten Menschenlebens willen lieb haben, doch nicht vergessen mögten, daß solch ideelle Verkündigung sich selbst verurtheilt, wenn der Verkündiger dieselben Untugenden hegt, um dererwillen er auf bestehende Gewalten Angriff übt. Auch darum verdient unser Gedicht den Namen eines historischen Drama's, weil es diesen Zug, den wirklichen Erscheinungen aller reformatorischen Zeiten gemäß, mit weltgeschichtlicher Gerechtigkeit dargestellt hat.

Nichtsdestoweniger legt Schiller den Marquis liebevoll an unser Herz. Denn was derselbe Uebles thut, thut er ja nicht um des Uebels willen. Es ist nur die unvermeidliche, im unbewußten Drange des Wirkenseifers und der Bekämpfung des Widerstandes hervortretende Folge seiner Stellung zu Allem, was ihm gegenübersteht. Was er aber wirklich will, für dessen Herstellung er den Tod nicht scheut, eben jene Freiheit und Würde des Menschengeschlechts, das ist ja jedes edleren Menschen eigenstes Wirkensziel. Freilich hat sich Posa vermessen (4224), des Zufalls schweres Steuer zu regieren, und ist doch nicht der Allwissende. Mit Recht verfällt er also den Mächten des Schicksals. Aber gleicht er darin nicht allen Denen, die, in fester Ueberzeugung von der Wahrheit und Nothwendigkeit ihrer Sache, die Verwirklichung dieser Sache betreiben als Solche, die höheren Orts dazu berufen sind? das heißt, mit einer Begeisterung, welche die vorhandenen Kräfte theils wirklich steigert, theils und meistentheils über das vorhandene Maaß der Kräfte hinaus drängend am Unerreichbaren zu Verkehrtheiten treibt? Gerade dem Begeisterten scheint es versagt, das Maaß zu erkennen, das Maaß bedächtig zu halten.

Und doch gewinnt am Schlusse seiner Laufbahn der Marquis unsre innigere Theilnahme auch noch aus einem anderen

Grunde. Bis dahin bewunderten wir ihn als den Politiker, der unbedenklich auf sein Ziel losgeht und vor keinem Mittel, es zu erreichen, zurückscheut. Wir sahen den „klugen, viel gewandten Menschenkenner, der vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hat." Wir freuten uns des feinen Hofmannes, der den Frauen gegenüber höfliche Rittersitte und Courtoisie zu üben versteht und den Männern mit dem sichern Bewußtsein der Manneskraft begegnet. Bei alledem blieb er unserm Gemüthe fern und fremd; wir rechneten es ihm kaum hoch an, daß er schließlich für seine Sache den Tod nicht scheut. Aber zuletzt (wie leise auch der Dichter darauf nur hingedeutet haben mag) können wir nicht verkennen, daß ein rein menschliches, ein allgemein menschliches Gefühl, ein Gefühl, durch welches er uns Allen verwandt und Unsersgleichen wird, ihm den Abschied vom Leben doch schwer und bitter macht. Der stolze, feste Mann, der Alles seinem Willen unterwirft und selbst den harten König Philipp bezwingt, er, der auf sich selbst ruhend, sich selbst allein seine Welt ist, — er erfährt auch an sich „der Liebe Macht". Die Königinn hat es ihm angethan. Allein mit ächter Manneskraft bezwingt er sein Herz, daß der Liebe Macht nicht Gewalt über ihn gewinne. Ein letzter Seufzer offenbart sein Innerstes: „O Gott! Das Leben ist doch schön!" —

Posa geht mit der genugthuenden Ueberzeugung in den Tod, daß durch die Königinn und den Infanten der sein ganzes früheres Dasein beseelende Gedanke werde verwirklicht werden. Er ist also glücklich. Denn er stirbt nun schnell hinweg, ohne des Todes Schwere zu erleiden und den Wechsel des Glücks zu erfahren. Den Stachel in dem Ausrufe der Königinn (4394) „Gehen Sie! Ich schätze keinen Mann mehr!" läßt der rasch andringende Tod nicht mehr bis in die Seele dringen.

Karlos hat sich selbst wieder gefunden. Der Moment seines Unterganges ist zunächst dem Momente seiner Selbsterhebung, seiner Befriedigung an der edleren Gemeinschaft mit seiner

Mutter so wie an der glorreichen That, die seines Freundes Wunsch erfüllen soll. Auch er tritt ein Glücklicher vom Lebensschauplatz ab. Zurück bleibt die dritte im Bunde,

die Königinn Elisabeth.

Sie fällt zwar bei dem plötzlichen Erscheinen des Königs und des Großinquisitors ohnmächtig nieder und kommt so über die allernächste Pein der Situation hinweg. Aber, wenn auch das Stück zu Ende ist, sie bleibt doch am Leben, ist also in der Lage, über die Vergeblichkeit ihrer Bestrebungen, „der Freiheit eine Zukunft in Europa zu erhalten" (3511), auf die Dauer schmerzlich klagen zu müssen; um so schmerzlicher, als nunmehr ihr Verhältniß zum Könige nur ein entschieden peinliches sein kann.

Schiller pflegt sonst das Ueberleben verfehlter Hoffnungen als eine Strafe hinzustellen. So straft er die Fürstinn Isabella in „Braut von Messina", so die englische Königinn Elisabeth in „Maria Stuart". Will er hier, er, der Anwalt und Prophet der Weltgeschichte, unsre Königinn Elisabeth strafbar erscheinen lassen? — Daß durch alle Dichtungen Schiller's hindurch das Sittlichkeitsgesetz in fester Kraft und ernster Würde hindurchschreitet und immerdar sein volles Recht behält, das wissen wir! Nun aber diese liebenswürd'ge Königinn? Sie soll die schlimmen Folgen davon tragen, daß der Versuch eines an sich so edlen Werkes gescheitert ist? sie soll's büßen, daß sie an dem Versuche, Flandern zu retten, sich betheiligt hat?

Auch hier wieder ist's so dringend nöthig, genau zu erkennen, was Schiller diese Königinn sagen und thun läßt. Wir haben ein Drama vor uns, ein Gedicht also, in welchem die Personen an ihrem Handeln und Thun zumeist gewürdigt werden sollen.

Daß die Königinn Elisabeth sonst Schwärmerinn, also dem ritterlichen Minnewesen nicht abhold war, kann Niemand leugnen (2474). Als sie dann sich verheirathen konnte, griff die Politik ihrer Neigung vor (2652), so daß sie, während sie auf Liebe gefaßt war, ein Diadem in Empfang nehmen mußte (2657). Als nun der Herr Gemahl — so erzählt ein Augenzeuge — mit ihr, seiner dritten Gemahlinn, zum ersten Mal persönlich zusammen traf und von ihr gespannten Blickes angesehn wurde, wußte er nichts Schmeichelhafteres vorzubringen als die Frage, „ob sie graue Haare an seinem Kopfe suche". Und unser dramatischer Philipp erzählt ja selbst dem Herzog Alba (2637): „noch sehe ich mit diesem Blick des Schreckens, geisterbleich, auf meinen grauen Haaren sie verweilen". So prägt sich ihr für immer das Gefühl ein, daß, der Politik geopfert zu werden, ein hartes Schicksal ist (453). Dies Gefühl wird nicht gesänftigt, da sie das muntre Frankreich mit dem — „ruhigen" d. h. langweiligen Madrid vertauscht (521), wo statt ritterlichen Spiels und hofmännischer Courtoisie nur barbarisches Stiergefecht und graunhaftes Glaubensgericht zu ergötzlichster Unterhaltung dargeboten wird. Und wie soll es ihr da wohlgefallen, wo sie, „von des Königs Eifersucht bewacht, von Etikette ringsum eingeschlossen", in ihren Gesellschaftsdamen ihre Kerkermeister zu erkennen hat (654)? Daher kann sie sich denn auch nicht gewöhnen, kann nicht heimisch werden in diesem Spanien, kann vor Allem dies tägliche Einerlei der hergebrachten Hofordnung und Etikette nicht ertragen lernen. Sie fühlt sich durchaus unbegnügt und unbehaglich, zumal da sie nicht einmal der Beschäftigung mit ihrem Kinde sich nach mütterlichem Wohlgefallen erfreuen darf.

Dessenungeachtet stellt sie sich dar als das Muster „weiblicher Tugend" (3336), dem selbst König Philipp Achtung nicht versagen kann. Denn er gesteht zu (3332): „mein Weib ist mehr werth als sie alle". Lerma nennt sie die „beste Königinn" und schreibt ihr „engelreine Tugend" zu (2536).

Ja, die Fürstinn Eboli mißgönnte sonst der schönen Frau „die hohe Ruhe, die frei ist von jeder Wallung sterblicher Naturen", und zitterte „vor dem erhabnen Schreckbild dieser Tugend" (1933). Dabei zeigt Königinn Elisabeth mit einer gewissen Resignation auf eignen Lebensgenuß stets ihrer Umgebung freundliche Milde, aufmunternde Theilnahme, liebreiche Bereitwilligkeit, Unglück abzuwenden (440 u. f.) u. s. w.

Besonders anzuerkennen ist ihr Verhalten gegen den Infanten Don Karlos. Ihre ganze Haltung, wie besonders der fünfte Auftritt des ersten Aktes dieselbe gewahren läßt, stimmt genau mit Dem überein, was, wie schon oben angedeutet wurde, historische Forschungen ermittelt haben. Das liebevolle Benehmen der jungen Stiefmutter wirkte im Gegensatz zu dem Verhalten seiner Erzieherin, der Donna Juana, seiner Tante, besonders dadurch günstig auf den Don Karlos ein, daß sie ihn ernstlich in Zucht hielt und keine seiner Extravaganzen duldete. Unsre Elisabeth steht dem Infanten wie eine ältere Schwester, wie eine mütterliche Freundinn gegenüber, ernste Frauen-Autorität mit zärtlicher Schwester-Traulichkeit vereinend, um die Liebesüberschwänglichkeit des „Rasenden" zu bannen und doch den Unglücklichen nicht untergehn zu lassen, vielmehr zu besserem Leben zu ermuthigen. Anmuth und Würde lassen die Sänftigung des Leidenden gelingen und die Hinweisung auf ein würdiges Thätigkeitsziel zu Richtung seiner Gedanken in würdige Bahn dienen. Vielleicht hat sie früher, so lange bloß Briefwechsel die Bekanntschaft vermittelte, für den Infanten als ihren Verlobten „geschwärmt"; aber als Mutter zeigt sie nicht die Spur von Sentimentalität weder in den Wechselreden mit dem Prinzen selbst noch in gelegentlichen Aeußerungen vor dem Marquis. Sie erscheint vielmehr in dem Licht liebreicher Sorge und herzlicher Pflege denn als eine Liebhaberinn. Ueberhaupt ist sie dem Infanten an Geistes- und Charakterwesen zu sehr überlegen, als daß sie in ihm „den Mann" anerkennen

könnte; wenn nicht geradezu die Ansicht des Marquis die richtige ist, der (3881) zweifelt, „ob sie lieben kann“. (Daß sie zuletzt sich in sentimentaler Weise äußert, hat seinen Grund in den schmerzlichen Erfahrungen, welche sie unterdessen hat machen müssen.)

Zwar dem Marquis kommt sie mit einer unverkennbaren Freude entgegen. Er kommt aus Frankreich. Als wäre sie plötzlich zurück versetzt in ihre vaterländische „ländliche Natur, zur Busenfreundinn ihrer Kinderjahre“, als hätte sie ihre Kinderspiele wiedergefunden und fühlte sich umweht von ihres „Frankreichs Lüften“, so lebendig begrüßt sie ihn bei seinem ersten Erscheinen. Er erneuert in ihr das lebhafte Angedenken ihrer Verwandten, die sie so zärtlich liebten, und erweckt „süße Erinnerungen“ an eine schöne Vergangenheit. Obwohl sie nicht ausspricht, was der Inhalt dieser Erinnerungen sein mag: der Marquis weiß es, so daß Etwas aus früherer Zeit vorhanden ist, was als gemeinsamer Einigungspunct sie wie nähere Bekannte erscheinen läßt. Sie verstehn einander. Es setzt ein längst begründetes Vertrauen voraus, daß die Königinn zuerst vom Don Karlos zu reden anfängt und der Marquis ihre Rede richtig aufnimmt, ohne daß sie den Namen genannt hätte (528). Ja, es läßt eine gewisse Vertrautheit voraussetzen, daß sie mit so entschiedener Offenheit vor dem Marquis zwischen diesem selbst und ihrem königlichen Gatten eine dem letzten wenig günstige Parallele zieht (3384). Dennoch beurtheilt sie das Verhalten des Marquis nicht bloß mit ruhiger Klarheit sondern sogar mit tadelnder Strenge, da sie Ursach zu haben glaubt, seinen Charakter in Zweifel ziehn zu müssen (3406). Mit Eifer aber geht sie auf seinen Plan für Flanderns Rettung ein und schließt unbedenklich, als verstehe sich das von selbst, ein Bündniß mit dem Ritter, um den Infanten zur Thätigkeit für Flandern zu bewegen. Dabei spricht sie sogar vor Alba und Domingo ohne Hehl aus, daß sie diesen Marquis von

Posa für einen „guten Menschen", für einen „großen Mann" halte und des Königs höchste Gunst für denselben ganz und gar für gerecht erkenne (4014). Sie ist über des Infanten Gefangenschaft sogleich beruhigt, als sie hört, „daß es der Marquis war, der ihn gefangen nahm" (4141). Er ist der einz'ge Mann, den sie schätzt. Und es bricht ihr das Herz, als sie in ihm den stolzen Egoisten, der nach Bewunderung trachtet (4385) erkennen zu müssen und ein Recht zu der Erklärung zu haben glaubt: „ich schätze keinen Mann mehr!" Dennoch ehrt sie schließlich seinen Willen und vollzieht in ganzer Ausdehnung sein Vermächtniß, indem sie den Infanten nicht bloß zur Ausführung der Pläne des Todten rüstet sondern auch demselben nunmehr eine innigere Verbindung zugesteht (5304 u. f.).

Hier treffen wir nun auf den Punct, der die Königinn als schuldig erscheinen läßt. Denn daß sie „dem Scheine trotzen und nur ihr Herz will reden lassen", ist nichts Vereinzeltes, Plötzliches, sondern der letzte Schluß einer längeren Reihe von Seelenbewegungen, und zwar von Seelenbewegungen, welche die Königinn in eine eigenthümliche Stellung zu ihrem Gemahl gebracht und schließlich zur Mitwirkung an der Empörung des Infanten gegen den Vater und Oberherrn gereizt haben.

Das Gefühl, der Politik geopfert und durch die Verbindung mit König Philipp von Spanien um ihr ganzes Lebensglück betrogen zu sein, scheint sich der Königinn Elisabeth auf die Dauer eingeprägt und ihr eine ruhige und feste Zurückweisung der bestehenden Bedingungen des spanischen Hoflebens zur andern Natur gemacht zu haben. Trotz aller Bande des Ceremoniels sucht sie sich Selbstständigkeit zu bewahren. Als der Marquis sich melden läßt, um Briefe aus Frankreich zu überreichen, „will sie auf eigene Gefahr es wagen", diese in ihrem Gartenwäldchen in Empfang zu nehmen (479). In Anwendung von kleinen Hülfsmitteln, sich gelegentlich einen freien

Augenblick zu verschaffen, scheint sie nicht unerfahren. (526). Als der König die Marquisinn von Mondekar verbannt, wie stolz im Bewußtsein ihrer persönlichen Würde erhebt sie sich ihm gegenüber! mit welcher Ueberlegenheit einer über alle Etikette erhabenen Selbstbeständlichkeit leistet sie in Gegenwart des Hofstaates der bestraften Marquisinn eine dem König beschämende Genugthuung (831 u. f.), so daß König Philipp später noch zu Alba sagen muß (2625): „Sie machte

vor meinem ganzen Hofe mich erröthen,
erröthen vor mir selbst! Bei Gott, ich stand
wie ein Gerichteter vor ihrer Tugend.

Ueberhaupt ist ihr dem königlichen Gemahl gegenüber eine fast schroffe Kälte, ja, eine Herbigkeit eigenthümlich, als könne sie's ihm nie vergessen, sie zur Königinn von Spanien gemacht zu haben. Wer das Zwiegespräch zwischen Königinn und König im neunten Auftritte des vierten Actes unbefangen lieset (beim Schauen und Hören ist die richtige Erkenntniß der Charaktere mehr oder weniger davon abhängig, wie Schauspieler und Schauspielerinn ihre Rollen auffassen und darstellen), dem kann nicht entgehen, daß die Königinn hochgemuth auf Anerkennung ihrer Würde und ihres Urtheils auch von Seiten des Königs, auf Unabhängigkeit von den gangbaren Vorschriften des höfischen Brauchs, auf Freiheit ihres Willens in Wahl ihrer Vertrauten, in Bethätigung ihrer Neigungen bringt, daß — mit einem Worte — sie respectirt wissen will das Recht ihrer Individualität und zwar dies Alles im Gegensatz zu den Anordnungen und persönlichen Wünschen des königlichen Gebieters.

Wenn wir nun eines Theils mit Freuden die Wahrhaftigkeit, Rückhaltlosigkeit, Aufrichtigkeit in den Bekenntnissen der Königinn anerkennen; wenn wir zugestehn, daß nur das hohe Bewußtsein der Unschuld und Reinheit zu solchen Auslassungen vor einem König Philipp Muth und Kraft geben kann: so wollen wir

uns andern Theils doch auch nicht verhehlen, daß eine Gattinn zu ihrem Gatten unmöglich so reden kann, wenn sie das eheliche Verhältniß richtig würdigt, also die eigenthümliche Stellung zu dem Ehegatten nicht mißkennt.

Diesem Philipp gegenüber klingen uns die Erklärungen der Königinn, daß sie sich nicht in Gegenwart der Höflinge will verhören lassen (3733), daß sie nicht den Gebrauch (d. h. die Etikette) will über sich zum Richter setzen lassen (3746), daß sie nicht nach Commando ihren Umgang wählen, nicht hassen will, wenn sie hassen soll (3768) u. d g., ganz gerechtfertigt und wir gönnen's ihm, daß ihm einmal gründlich der Standpunkt klar gemacht wird: aber wir können der Frau diese Sprache doch nur verzeihen, indem wir die heftige Aufregung in Anschlag bringen, in welche sie durch die ehrenrührigen Beschuldigungen des Gegners versetzt wird. Das Individuum empört sich gegen das ihm aus herrscherischer Machtvollkommenheit des Andern erwachsende Unrecht und verlangt Ausgleichung des Rechts.

Was sollen wir aber dazu sagen, daß sie, die erste Unterthaninn, sich gegen den Regenten des Staats geradezu in Conspiration einläßt? Schon das hinter'm Rücken des Königs geübte unbedenkliche Zusammenwirken mit dem Marquis für die Einsetzung des Infanten in die Statthalterschaft der Niederlande ist nicht so ganz unbedenklich für den Beobachter. Indessen könnte es immer noch als eine Intrigue gelten, die lediglich gegen den verhaßten Herzog von Alba gerichtet wäre. Nichtsdestoweniger sind's heimliche Geschichten! Nun aber, da Alba einmal ernannt ist, läßt sich die Königinn darauf ein, den Infanten geradezu gegen seinen König und Vater zu empören und durch ihn Rebellion zu stiften der Niederländer gegen ihr bis dahin von Gott und Rechts wegen anerkanntes Staatsoberhaupt. Das heißt doch unter allen Umständen Hochverrath, wird auch wohl von Jedem, dem Marquis sowohl als

dem Infanten dafür angerechnet werden. Und dieser Plan, daß der Infant gegen den König ein Rebell werden soll, reizt sie. Diese Idee, daß der Sohn dem Vater eine der schönsten Provinzen des Reichs abtrünnig machen, daß der Sohn gegen den Vater Empörungskrieg führen soll, gefällt ihr um ihrer Kühnheit willen (3481 u. f.), erscheint ihr groß und schön. Sie geht mit größtem Eifer auf diese Idee ein und thut wirklich, was an ihr ist, zur Verwirklichung derselben. Wie soll dies der Gattinn des Königs, der Königinn von Spanien angerechnet werden?

Der Dichter setzt ihren Entschluß vor jene Ehestandsscene, in welcher sie vom Könige so bitter beleidigt wird, daß an Aussöhnung nicht zu denken ist. Es soll nicht den Anschein gewinnen, als handle sie aus Rachegefühl gegen den Beleidiger.

Indeß hat all' der Tumult, welcher nun durch die unsühnbare Beleidigung von Seiten des Königs, durch die Gefangennehmung des Prinzen, durch die Kenntniß des ehelichen Verbrechens des Ehegatten, durch die Abschiedsreden des Marquis, durch den Tod dieses bis dahin einzig von ihr geachteten Mannes, durch das ihr zur Vollstreckung hinterlassene Vermächtniß desselben in ihrer Seele entstanden ist, sie doch zuletzt um die sonst so sicher bewahrte Ruhe gebracht. Gemüthliche Aufregung läßt sie in Sentimentalität gerathen und sich wenn auch nicht mit vollster Besonnenheit und Klarheit der Gedanken doch mit entschiedenem Willen, wenn auch nicht mit geschlechtlicher Neigung doch mit rücksichtsloser Hingebung dem Infanten zu eigen erklären. Ueberdies ist nun Karlos zu ächter Männlichkeit erstarkt, ist geworden, was der Marquis war, so daß sie ihn achten, ihn bewundern kann.

Aber in dem Moment, da sie nun hätte sich befriedigt fühlen können, erlebt sie die Vergeblichkeit ihres Wollens und Strebens und sinkt ohnmächtig zur Erde. Es ist wahr, sie hat die Pflicht der Gattinn mißkannt, die Sphäre stiller

Weiblichkeit überschritten, das Familienwesen durch Theilnahme an politischen Händeln ungedeihlich gemacht. Aber doch, trotz alledem und alledem, bedauern, ja, lieben wir diese Frau. Wir lieben und bewundern sie besonders, wenn wir auf den düstern Hintergrund, von welchem ihr Bild sich lieblich und glänzend abhebt, genauer hinblicken. Dieser Hintergrund läßt uns nämlich die Gebrechen der Zeit wahrnehmen, um derer-willen der Geist der Menschheit sich zum Widerspruch gegen den Bestand der Dinge emporrichtete.

Die Gebrechen der Zeit.

An dem Geschicke der Königin selber haben wir sogleich das augenfälligste Beispiel, an welchen Gebrechen die Zeit leidet. Sie ist der Politik aufgeopfert; und es ist ein hartes Schicksal, aufgeopfert werden. Das heißt nämlich mit andern Worten: sie ist wie eine Waare verkauft, verhandelt, es ist mit ihr Menschenhandel getrieben worden. Ja, in diesem besonderen Falle ist der Handel auf schnödeste Manier geschlossen. Der Käufer hatte nämlich die Tochter Frankreichs zuerst für seinen Sohn erstanden; da es ihm aber späterhin vortheilhafter erschien, sie für sich selbst zu behalten, so änderte er in diesem Sinne den Kaufcontract unter des Verkäufers Zustimmung: so ward Elisabeth von Valois Königinn von Spanien und Philipps II. Frau. Menschenhandel! Der kann nur getrieben werden, sobald ein Mensch wie eine Waare, also wie ein geist- und vernunftloses, unselbstständiges, der Willkür eines Andern unweigerlich anheim gegebenes, rechtloses Ding betrachtet wird. Natürlicherweise kann denn auch der Käufer, nachdem er dies Menschen-Ding erhandelt hat, dasselbe als sein Eigenthum, wie es ihm eben wohlgefällt, behandeln; der Gekaufte muß seinem Belieben gehorsam sein. In dieser Lage befindet sich die Königinn Eli-

sabeth; so mögt' es König Philipp am liebsten haben. Darum weiß die Königinn, was es heißt, der Freiheit entbehren, und sträubt sich gegen die Knechtschaft. Darum hat sie so lebhaftes Mitgefühl mit den Niederländern, die mit dem Verlust ihrer Freiheit durch den Diener des spanischen Königs bedroht werden. Denn wie mit der einzelnen Person, so wurde mit ganzen Völkern verfahren; ganze Völker waren der Willkür ihrer Fürsten preisgegeben.

Freilich war schon ein halbes Jahrhundert verflossen, seitdem in Folge von Luthers Auftreten gegen den Ablaßhandel mehrere europäische Fürsten und Staaten sich von dem römischen Papst losgesagt und eine eigene Kirchenordnung eingeführt hatten. Es waren blutige Kämpfe gekämpft und manch ein Friede geschlossen und wieder gebrochen, ohne daß sich gezeigt hätte, welche Glaubenslehren der Priester und Theologen die allein seligmachenden sein möchten. Aber von Freiheit, von Freimachung der Menschen und Völker war nirgends die Rede. Den Fürsten und Herrn war allerdings Religionsfreiheit zugestanden, d. h. sie konnten in ihren Staaten nach persönlichem Belieben irgend eins der kirchlichen Glaubensbekenntnisse zur Geltung bringen. Aber die Bewohner dieser Staaten, die Unterthanen der Fürsten, waren in Betreff ihres Kirchenglaubens lediglich an die Bestimmungen ihrer Herrschaft gewiesen. Seit der Ablösung von Rom bestimmten die Landesherrn, nach welcher Formel ihre Unterthanen selig werden sollten.

So geschah es denn, daß die Niederländer, bei denen die neuen Kirchenlehren Eingang gefunden hatten, mit ihrem römisch-katholischen Landesherrn, dem König Philipp von Spanien, in Zerwürfniß geriethen und von demselben behufs ihrer Zurückführung in den Schooß der katholischen Kirche mit Zwangsmitteln bedroht wurden. Da nun überdies die Flandrischen Städte um ihres Handels willen aus früheren Zeiten her bedeutende bürgerliche Privilegien und Rechte besaßen, die dem despotischen Philipp ein Dorn im Auge waren: so gab das

kirchliche Zerwürfniß ihm die bequemste Gelegenheit, die Niederländer in jeder Beziehung unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Zu diesem Zwecke sollte Alba als Statthalter nach Flandern gehn. In welcher Art dieser dergleichen Aufträge ausführte, wußte man aus seinem Verfahren in den italiänischen Besitzungen Philipps. Daher die nur allzu wohl begründete Ansicht:

Gethan ist's um Ihr theures Land, wenn Alba,
Des Fanatismus rauher Henkersknecht,
Vor Brüssel rückt mit spanischen Gesetzen.

Die Niederlande waren also in Gefahr, demselben Loose zu verfallen, wie andere Völker, daß sie nämlich der unbedingten Willkür ihrer Fürsten anheim gegeben und zu einer Unterwürfigkeit gezwungen wurden, wie Philipp solche von seiner eigenen Königinn verlangt. Wie König Philipp seinen Feldherrn und Freund „Kreatur" nennt und verlangt, daß die „Kreatur vor ihm auf den Knieen liege" (5019): so sollen alle seine Angehörigen und Unterthanen seine Kreaturen sein (vergl. 3051 u. f. u. 1757), denen will er dann „den nie bewölkten Frieden des bürgerlichen Glücks" gewähren (3161), wie solchen seine Spanier genießen — „des Kirchhofs Ruhe", meint Posa.

So geht „der Menschheit Adel" in dem einzelnen Menschen, in ganzen Völkern verloren; nur „des Thrones Größe" wird bedacht und gefördert (3242) Leider haben die Menschen selber nur allzuoft (3097) „freiwillig ihres Adels sich begeben, freiwillig sich auf die niedrige Stufe des Schmeichlers gestellt, der den Monarchen zum Gott macht und sich selber bis zum elenden Sklaven entwürdigt. Traurige Verstümmelung der Menschennatur (3108)! Heillose Vernichtung alles sittlichen Werths! Schmähliche Lästerung und Verleugnung des Sittengesetzes und aller sittlichen Ordnung! Gewiß! Wo auf den Altären des Fanatismus „verbrannte menschliche Gebeine" (3143) zu sehen sind, da ist von Sittengesetz und Sittlichkeit nichts mehr zu finden. Wo das Scepter despotischer Willkür Gewalt gewinnt,

„da lösen sich alle Bande frommer Scheu“ und heiliger Schaam, und alle Laster walten frei. Dieses Gebrechen der Zeit bringt uns der Dichter in concreter Fassung vor Augen in der Person der

Prinzessinn Eboli.

Als im 19. Auftritt des vierten Aktes (V. 4177) die Prinzessinn Eboli das Bekenntniß abgelegt hat „ich haßte Sie und liebte den Infanten“, da antwortet die Königinn „Sie liebten ihn? ich habe schon vergeben!“ Als aber das zweite Bekenntniß erfolgt, „das Verbrechen, dessen ich Sie zeihte, beging ich selbst“: da läßt sie der Prinzessinn das Ordenskreuz und ihre Schlüssel abnehmen und schickt sie in's Marienkloster. Ein wegen verschmähter Liebe begangnes Unrecht kann sie verzeihen, vergessen; die Unzucht bestraft sie. So steht uns diese Prinzessinn in dem poetischen Glanz ihrer Liebe lieblich genug vor Augen. Aber wir dürfen nicht die Lieblichkeit der Poesie, aus welcher das ihr vom Dichter geliehene Gewand gewoben ist, verwechseln mit der Person, welche unter diesem Gewande, zauberisch verhüllt, so daher schreitet, daß auch wir sagen mögten, „beim wunderbaren Gott, dies Weib ist schön!“, wenn wir nicht durch den Dichter selbst gemahnt würden (2331), recht genau auf das zu achten, was sie thut.

Vor allen Dingen ist sie recht kirchengläubig fromm und eine gute Christinn, denn sie freut sich auf das Auto da Fe, wo man die Ketzer brennen sieht (423). Freilich der Aufenthalt in ländlicher Stille gemahnt sie wie La Trappe, so „einsam, todt und traurig“ findet sie ihn (403) und sehnt sich nach dem Leben der Hauptstadt und den Stiergefechten zurück. Dem Don Ruy Gomez mögte sie nicht gern „aufgeopfert werden“, weil sie (wie sich später ergiebt) den Infanten liebt. Wie aber liebt sie diesen? Etwa wie eine Jungfrau, die an Vermählung denkt? die schamhaft ihr keusches

Magdthum aus Liebe Dem opfert, der voll Gegenliebe mit ihr das Gelöbniß der Treue und den Ring religiöser Weihe einwechselt? Das wäre eine vergebliche Liebe, denn der Infant sucht sich die Gattinn auf den Thronen Europa's. Darum auch stutzt die Königinn und sieht sie forschend an, als sie die Zeit ihrer Zurückweisung des widrigen Bewerbers nach des Prinzen Aufenthalt auf der hohen Schule berechnet. — Aber sie meint's auch anders.

Sie verlangt (1527) „stille Seligkeit" und hastet sich, solche zu genießen. Darum macht sie dem Infanten einen Vorwurf aus seiner Zögerung, „er wisse nicht, was Minuten sind für Diejenigen, die sich auf die Liebe verstehn" (1530). Sie also versteht sich auf die Liebe! Dabei weiß sie, daß ein junger Mann und Königssohn Weibern gegenüber nicht viel Gewissen hat. Wohl aber gesteht sie dem Don Karlos „lauten Beruf zum Genusse der Welt und Anspruch auf des Lebens Freuden" zu. Ja, sie erbietet sich, ihm den Genuß der Welt und des Lebens Freuden zu gewähren, und wundert sich nur, daß er „seine Siege" nicht sehen will (1632). Er könnte es so gut haben! Und wie ergötzlich! Er hört ja, welcher Liebe sie fähig, zu welcher Liebesgewährung sie erbötig ist (1785 u. f.) Und als sie nun des Prinzen Hand (1832) so schön und so reich findet; und da diese Hand zwei Geschenke zu vergeben hat, ein Diadem und ein Herz; und da sie recht gut weiß, daß sie das Diadem nicht bekommen kann: so bringt sie dem Prinzen eine Theilung der Geschenke in Vorschlag. Das Diadem möge doch immerhin die künftige Königinn, des Karlos Gattinn, bekommen, für sich verlangt sie nur des Infanten — Herz! Nun, das heißt in gutes, ehrliches, prosaisches Deutsch übersetzt: sie bietet sich ihm zur Buhlerinn, noch deutscher: zur Concubine und Mätresse an. Wer sich nun demgemäß den in so poetischen Wendungen abgefaßten Einladungsbrief der Prinzessinn (1277 u. f.) in deutsche Prosa übersetzt, dem kann nicht entgehn, was Schiller mit seiner Prinzessinn Eboli hat sagen wollen.

Diese poetische Form des Briefes ist nämlich nicht etwa lediglich Schillers subjective Fassung der Sache, nicht (so zu sagen) des Dichters eigner subjectiver Briefstil. Vielmehr ist's nur etwas modificirt, ein richtig historisches Document. In solchen Ausdrücken schrieben sich damals, als die bekannte Schäferpoesie im Gebrauch war, Liebesleute dergleichen Briefe zu. Und solcher Liebesleute, wie hier die Eboli ist, gab es damals nicht sowohl recht sehr viele, vielmehr: so waren die Meisten. Mit einem Wort: die Handlung unserer Tragödie begiebt sich in dem Zeitalter der Katharina von Medicis, also zu einer Zeit, in welcher eine Margarethe von Valois, eine Marie Stuart, die „jungfräuliche" Elisabeth von England, ein Heinrich IV. von Frankreich u. A. den Ton angaben, den Ton bodenloser Unzucht und Lüderlichkeit. Kirchengläubige Frömmigkeit veranstaltete Bartholomäusnächte und richtete Bluthochzeiten aus, während zu gleicher Zeit die schmachvollste Unsittlichkeit Orgien der Wollust und jeglicher Zuchtlosigkeit feierte. König Philipp will als einer der Könige der Christenheit „ein Blutgericht ohne Beispiel halten, um durch ein schauderndes Exempel die Irrenden zu bekehren", und fordert in einem ehebrecherischen Briefe von der Eboli die Genüsse gemeinster Buhlerei. Und diese fromme, unschuldige Prinzessinn? Da es ihr mit dem Infanten mißglückt ist, giebt sie sich dem greisen Philipp, diesem „berühmten Handelsmann im Süden" (1760) preis, übt Einbruch und Diebstahl, macht Complott mit dem Höfling und Priester und stiftet durch böse Verläumdung unsägliches Elend an.

Neben dem blutigsten und wildesten Glaubenseifer ist, wie schon angedeutet worden ist, Unsittlichkeit und Unzucht so allgemein an der Tagesordnung, daß sie geradezu zur Sitte geworden ist und höchstens hier und da durch äußerlichen Schein verhüllt wird. Letzteres geschah am Hofe der protestantischen „jungfräulichen" Elisabeth von England, die viel auf den Schein von Sittsamkeit und Ehrbarkeit hielt, nicht minder am Hofe des katholischen „grauhaarigen" Philipp von Spanien, der durch

die peinlichste und strengste Etikette den Schein zu retten suchte, so daß (wie Domingo sagt (1985)) „die Leidenschaft von ängstlichen Gesetzen gewarnt wird und die spanischen Königinnen Mühe haben zu sündigen.“ In Frankreich gab man sich nicht einmal die Mühe des Scheins.

So entäußerten die Großen der Erde sich selbst aller Menschenwürde. Wie hätten sie sollen im Stande sein, Menschenwerth in Anderen anzuerkennen? die Uebung der Menschlichkeit gegen ihre Unterthanen für Pflicht zu halten? Wo aber der Gedanke der Menschlichkeit keine Stätte mehr findet, da kann's nicht fehlen, daß der Herrscher sich für etwas Uebermenschliches halte, dem der Unterthan zweifellose, unbedenkliche Unterthänigkeit und Knechtsgehorsam schuldig ist. „Die Fürsten verwandelten den Menschen aus Gotteshand in ihrer Hände Werk und gaben dieser neugegossenen Kreatur sich selbst zum Gott“ (3110 u. f.). Da sie aber doch selber Menschen, Menschen aus Gottes Hand, blieben; da sie als Sterbliche fortfuhren, zu begehren, ja, zu sündigen und ihre eigne Menschlichkeit zu entgöttlichen: so brachten sie den in der Geschichte waltenden Geist der Menschlichkeit gegen sich zur Empörung, also daß ihre vermeinte Gottheitlichkeit in Zweifel gezogen wurde und der bisherige Unterthan das Recht seines Selbst- und Eigenbestandes verlangte.

Leider steht der Unterthan dem Gebrechen nicht ganz fern. Denn Karlos achtet die Heiligkeit des Ehebandes, das seine Mutter mit dem Vater verbindet, gering. Der Marquis bestärkt den Infanten in seiner Liebe zur Mutter. Die Mutter empört den Sohn gegen den Vater. Indessen sind diese drei doch nicht der Unzucht und Wollust unterthan, die den Menschen entwürdigt. Die Königinn ist durch „diese hohe Ruhe ihres individuellen Wesens frei von jeder Wallung sterblicher Naturen (1937), so daß es zweifelhaft ist, „ob sie lieben kann“; gewiß kann sie nicht lieben, wie etwa eine Eboli sich auf die Liebe versteht. — Don Karlos? „Die Wollust hat sein Herz dem

Laster nicht aufgeschlossen; er ist rein geblieben, ein dreiundzwanzigjähr'ger Jüngling (971). Vergebens hat der Priester Domingo es versucht, „diesen trotz'gen Muth in dieser Zeiten Wollust abzumatten" (2036). Er überstand die Probe. Ihn bewahrte sein eigenthümlicher Stolz (2306) und die Aussicht auf den Verein mit Elisabeth von Valois vor dem Streben nach Weibergunst. (Der historische Don Karlos hat darin freilich anders gedacht und gethan.) — Den Marquis Posa bindet das Ordensgelübde, fesselt sein Streben nach Geistesbildung, nach Heldenruhm, zerstreut seine Rührigkeit für Flanderns Rettung. — Nichtsdestoweniger sind alle drei mit den Gebrechen der Zeit bekannt und nutzen dieselben sogar zu ihren Zwecken und nicht minder zu ihrem Verderben.

Eben darum ist aber auch das Liebesabenteuer, in welches die Prinzessinn Eboli den Infanten verwickelt, keineswegs etwa als eine Episode zu betrachten. Vielmehr bildet es eine höchst wesentliche Zuthat zu den Functionen, welche der Prinzessinn vom Dichter behufs der Offenbarung des Wesens der Zeit zugetheilt sind. An Dem, was sie duldet, so wie an Dem, was sie thut, charakterisirt sich das Leben der Menschen des sechszehnten Jahrhunderts in den höheren Regionen.

Zuerst ist sie der Gegenstand, an welchem fürstlicher Despotismus seine Machtvollkommenheit üben will. Sie soll „der königlichen Gunst des gnädigsten Monarchen" (443) als Mittel dienen und „dem frech'en Günstling" Ruy Gomez von Silva aufgeopfert werden (451). Dieser „Kreatur" der königlichen Gnade wird sie „von dem berühmten Handelsmann im Süden" verkauft, nachdem man „Handels einig" geworden ist (1757). Der Handel aber hat nichts Anderes als die Befriedigung der Wollust des Königs, „dieses Heiligen", zum Zweck (1764). Für diesen Preis soll Ruy Gomez sie haben; und die „Kreatur" ist einverstanden, daß die Person, die seine Hausfrau und Gattin werden soll, eine „Kreatur der königlichen Lüste" werde. So wird sie in doppelter Weise verkauft. Menschenhandel!

Aber auch dem Domingo, dem Repräsentanten des Priesterthums, dient sie als Mittel zur Bewahrung der priesterlichen Herrschaft über den König. Zu diesem Zweck „erzieht" der Priester die Prinzessinn Eboli (2066) und giebt sich zum Abgesandten und Kuppler des Königs her, der „die junge Dame" leidenschaftlich liebt. Seelenverkäuferei!

Außerdem wird sie Hauptagent der Hofkabale, welche den Prinzen und die Königinn zu beseitigen sucht. Intriguenwesen! Schließlich führt sie dann auf eigene Rechnung und zur Befriedigung eignen Liebesgelüstes das Spiel der Buhlerei auf, durch das sie den Infanten in ihre Netze zu ziehen hofft. Mätressenwirthschaft!

So treten an ihr und durch sie die Zeichen der Zeit zu Tage, Fürstendespotie und Menschenhandel, Priesterherrschaft und Seelenverkäuferei, Höflingskabale und Intriguenwesen, allgemeine Unsittlichkeit und Mätressenwirthschaft. Das ist das Unkraut, das den Boden des Menschen- und Völkerlebens überwuchert und gründlichst verderbt hat. Diese Fülle des Unkrauts soll Don Karlos ausraufen, damit der Boden wieder für den Segen der Menschheit könne gedeihlich hergestellt werden. In der Eboli aber berührt er eine Giftblume, die durch glänzende Farbe und reizenden Duft ihn betäubt und schließlich nicht dazu gelangen läßt, seinen Beruf zu erfüllen, da es ihm an Einsicht, Willen und Kraft gebricht, sie selbst zu vernichten.

So ist Prinzessinn Eboli ein wesentlicher Faktor des Drama's zur Offenbarung des der Handlung zum Grunde liegenden historischen Gedankens. Darum geht sie fast ganz vom Anfang bis zum Ende durch die Akte des Gedichts. Darum auch hat der Dichter sie so ausführlich gezeichnet. Insbesondere hat er an ihr die tragische Entwicklung der Leidenschaft der Eifersucht klar zu Tage treten lassen. Dadurch weckt er nicht bloß unser ästhetisches Interesse an der dramatischen Figur, er macht sie dadurch außerdem zu einem concreten, individuellen Menschenwesen und regt für sie unsre menschliche Theilnahme an, so daß auch für

sie Mitleid und Furcht unser Herz bewegt. Denn von Hause aus ist sie ja nichts weniger als schlecht und gemein. Und Schiller weiß sehr wohl, der Mensch ist ein Kind der Weltgeschichte, dem aus Nothwendigkeit und Freiheit sein Geschick bereitet ist, ja, ein Kind der Zeit, dessen Leben als das Resultat aus dem unvermeidlichen Einflusse obwaltender Lebensverhältnisse und aus der freiwilligen, absichtlichen Bethätigung individuellen Denkens und Wollens zu begreifen ist.

Die Prinzessinn Eboli auch ist ihres Theils ein Kind ihrer Zeit und überdies eine heißblütige Tochter des glühenden Südlands. Sie liebt den Infanten. Daß sie ihn wirklich liebt, nicht bloß in flüchtiger Aufwallung begehrender Sinnlichkeit nach ihm verlangt, das beweiset die lange Ausdauer ihrer Neigung, das beweiset die Heftigkeit ihrer Eifersucht, das beweiset zuletzt ihr Streben, ihn zu retten, und die Reue über ihre Frevelthat. Sie wird aber verschmäht, nach bitterster Täuschung verschmäht um einer Andern willen. An dieser Andern will sie sich rächen und begeht einen Frevel, vermöge dessen sie sich in mehrfacher Beziehung erniedrigt, als gemeine Buhlerin, als Diebin, als Werkzeug der Kabale. Nun aber findet sie, daß der Gegenstand ihrer Rache unschuldig ist, daß sie durch die Ausführung ihrer Rache gerade den Gegenstand ihrer Liebe in's Verderben gestürzt hat. So erkennt sie: sie hat verdient zu sterben; und sie will sterben. Indessen sie stirbt nicht. Sie bereut. Aber ihre Reue hilft nichts, nicht ihr selber, nicht Andern; sie kann nichts wieder gut machen und bleibt selber im Elend.

Und doch auch so — obgleich sie den Gebrechen der Zeit dienstbar wird, so zerbricht sie an denselben doch aus keinem andern Grunde, als weil sie unbewußt dem Drange des Zeitalters nach Berechtigung der Individualität huldigt. Sie will ja ursprünglich nicht dem Despotismus sich ergeben weder als verkäufliche Waare noch als käufliches Lustmittel — sie will ja ursprünglich nicht der Priesterherrschaft sich unterwerfen, denn sie hat Domingo's Anträge abgelehnt (2096), hat seine theolo-

gischen Beweise, „daß Fälle möglich wären, wo die Kirche" u. s. w. (2115) nicht gelten lassen — sie scheint auch mit dem Herzog von Alba nichts gemein haben zu wollen (2086) — — sie begehrt zur Befriedigung ihres Eigenwesens etwas Besonderes, Etwas, das nach dem obwaltenden Gesetz der gangbaren Lebensverhältnisse über den Kreis ihrer Wünsche hinausliegen sollte, etwas so Besonderliches, daß sie es nur unter der Hülle des Geheimnisses, im Schutze der Einsamkeit, also für sich ausschließlich genießen kann, nämlich die Liebe des Infanten. Da nun dies nicht anders zu bewerkstelligen ist, so will sie's um den Preis ihrer Jungfräulichkeit und weiblichen Tugend. Dadurch gehört sie denn freilich zu dem Unkraut, das Don Karlos vom Lebensboden ausraufen soll, um darauf „ein Paradies für Millionen" herzustellen. Nichtsdestoweniger aber beweiset sie dadurch auch, daß sogar innerhalb der verdorbenen Masse des Zeitlebens sich Elemente finden, die, wenn in irgend einer Art höhere Lebendigkeit ihnen innewohnt, unwillkürlich dem Charakter der Neuzeit sich zuneigen und sich durch sich selbst zur Geltung zu bringen suchen im Gegensatz gegen die landläufige Ordnung der gegebenen Verhältnisse. Sie wollen's besser haben, als die Alltäglichkeit ihnen zugestehen will.

Inmitten der mehr oder weniger leidenschaftlich bewegten Menschen geht nur eine Person ruhigen Sinnes und stillen Schrittes daher. Eine wohlthuende Erscheinung! Innerlich Frieden hegend, äußerlich Frieden zu erhalten bestrebt, in schönem Gleichgewicht mit sich und der Welt, obwohl der Richtung zum Besseren von Herzen zugewandt. Das ist

Graf von Lerma.

Er hofft „schönere Zeiten", ist darum dem Infanten und der Königinn, deren Bestrebungen ihm, dem gewandten Hofmann

und ersten Palastbeamteten, nicht entgangen sind, eifrig ergeben, versäumt aber doch nicht die Pflichten, welche er seinem Könige schuldig ist. Denn er verehrt seines Königs Majestät. Gerade darum wagt er's, den Sohn gegen die Beschuldigung empörerischer Gesinnung dem König selbst gegenüber in Schutz zu nehmen (883). Er ist ernstlich theilnehmend um des Königs Gesundheit und Wohlfahrt besorgt (2485), aber auch lebhaft, ja, „mit Hitze" zur Vertheidigung der Königinn bei der Hand, sobald er merkt, daß Verdacht gegen diese Königinn dem Könige die Nachtruhe raubt. Und der König, obwohl er dem treuen Diener nicht folgt, erkennt doch die Redlichkeit desselben und bleibt sein „gnädiger König".

Der aufmerksame Palastbeamtete weiß sogleich, daß Marquis Posa in Madrid angekommen ist, und hat sich's auch nicht entgehen lassen, daß derselbe mit dem Prinzen in Verbindung steht. Aber er bewahrt diese Kenntniß, dem Prinzen zu Liebe, in seiner Brust und ist doch nicht nach zwei Seiten hin ein Liebediener wie der gewöhnliche Troß der Hofleute, die er gründlich zu würdigen weiß (2940). Als dann aber dieser Marquis auf so unbegreifliche Weise des Königs Gunst gewinnt, warnt Lerma den Prinzen offenherzig (3520), ohne jedoch seine Pflicht als königlicher Diener zu verletzen (3547). Und je weniger Karlos seine Warnung zu beachten scheint, desto aufmerksamer benutzt er jede Gelegenheit zur Beobachtung (3899) mit dem durch lange Uebung geschärften Blick. Darum, als ihm nun: sowohl der Prinz als auch die Königinn in Gefahr zu gerathen scheint, wagt er zum zweiten Mal, als Warner aufzutreten und erträgt sogar des Prinzen unbillige Entgegnung, den Schmerz desselben begreifend und ehrend. Ja, als nun nach des Marquis Tode der Prinz verzweifeln will, da ist's der alte Lerma wieder, der ihn zur Besinnung bringt, ihm der Königinn Willen kund macht, ihm Schutzwaffen reicht und zu eiliger Flucht die Wege zeigt. In Hoffnung, daß, wenn er's auch nicht selber erlebt, „schönere Zeiten kommen werden", bringt er schon jetzt dem

künftigen Schöpfer dieser schöneren Zeiten seine Huldigung dar, mit den weisen Mahnungen eines ehrenhaften Fürstendieners und rechtschaffenen Menschen, der trotz seiner dienstlichen Stellung ein freier Mann bleibt, weil er gern und freiwillig thut, was seine Pflicht von ihm fordert.

Und doch — als dürfe uns der Dichter die in verhängnißvollen Zeiten und bei wichtigen Unternehmungen so ernst zu erwägende Wahrheit nicht vorenthalten, daß nämlich reinste Wohlmeinung und redlichster Freundeseifer nicht selten das Mißlingen kühn erdachter und emsig bereiteter Pläne herbeiführen, so muß dieser ehrenhafte, redliche dem Besseren zugewandte Graf Lerma den nächsten Anlaß zum Untergange des Marquis u. s. w. darbieten. Denn hätte er nicht durch seine erste Warnung den Infanten argwöhnisch gemacht, so wäre schon die Ueberlieferung der Brieftasche an den Marquis in ganz andrer Weise, d. h. ohne Mißverständniß von beiden Seiten erfolgt. Hätte er nicht den nun bereits argwöhnisch gewordenen Infanten durch seine zweite Warnung um alles Vertrauen zum Marquis gebracht, so wäre derselbe nicht zur Eboli gestürzt, wäre vielmehr vom Marquis, der ihn aufsuchte, gefunden, so daß heilsame Verständigung über die Lage der Dinge herbeigeführt und noch Alles zum Besten gekehrt werden konnte. Nun aber, da der Prinz zur Eboli eilt, kommt Alles ganz anders, und der auch seinerseits aller Besonnenheit baare Marquis weiß keinen andern Rath als sein eigenes Verderben. Ja, redlichster Freundeseifer führt mit nächster Hand das Unheil herbei. Es ist eine nicht am wenigsten bittere Erfahrung und geschichtliche Wahrheit, die Schiller hier vermittelst des alten Lerma objectivirt.

Wie dem aber auch sei: der warnende Lerma erscheint uns doch in dem Lichte persönlicher Würdigkeit, wenn wir ihn den beiden Warnern im vierzehnten Auftritte des vierten Aktes gegenüber betrachten. Der eine Warner, Alba, bittet die Königinn,

„vor einem Marquis Posa sich zu hüten", während der andere, der Beichtvater Domingo, sich zu Diensten anbietet, die er der Königinn „im Verborgnen" mögte leisten können.

Trotz seiner Vorliebe für die Verborgenheit wird uns dieser Domingo doch offenbare Dienste leisten können, wenn wir nun den Quell alles Unheils zu entdecken suchen, der durch die Gründer „schönerer Zeiten" verstopft werden muß, wenn er nicht dem Unkraut auf dem Lebensboden der Menschheit immer wieder und wieder neue Nahrung zufließen lassen soll.

Der Grund des Uebels.

Lerma prophezeiet „schönere Zeiten“. Karlos verspricht, über der Asche des Marquis ein Paradies erblühen zu lassen, sobald er sein bedrängtes Volk aus Tyrannenhand gerettet hat. Früher schon hatte er geträumt, der Schöpfer eines neuen Alters in Spanien zu werden. Dem Marquis von Posa lag bei all' seinem Denken und Streben „ein Paradies für Millionen“ vor Augen. — Wenn wir nun fragen, worauf diese Zustände gegründet werden sollten, so bekommen wir durch den Marquis die Antwort, der dem König Philipp die Bitte ausspricht: „Geben Sie Gedankenfreiheit!“ Durch dies Eine, durch Gedankenfreiheit, meint Posa, wird „die Erde neu erschaffen, d. h. durch Gedankenfreiheit entsteht in allen Verhältnissen des Menschenlebens ein solcher Umschwung, daß die bisherigen Erscheinungen im kirchlichen, bürgerlichen, häuslichen, geselligen Leben vor solchen Mächten, die in jeder Beziehung den Menschen glücklich machen können, zurückweichen müssen.

Soll nun Gedankenfreiheit in's Dasein treten, so versteht sich's von selbst, daß das Gegentheil davon zu Nichte gemacht werden muß. Dies Gegentheil ist Gedankenknechtschaft. Gegen dieselbe wird also Kampf erhoben. Und dieser Kampf hat bereits

in den Niederlanden begonnen. König Philipp bezeichnet es mit den Worten: der Aufruhr wächst in meinen Niederlanden; die Pest der Ketzerei hat meine Völker angesteckt. Er will die Irrenden bekehren (896). Und wenn Posa erzählt, er habe auf einer Reise durch Flandern und Brabant „verbrannte menschliche Gebeine" gefunden, so giebt dieß von der Bekehrungsart des spanischen Königs Zeugniß (3143). Dagegen soll ja eben Karlos in Flandern auftreten.

Unter Ketzerei versteht aber Philipp natürlich nichts Anderes als die Verleugnung der Satzungen des Papstthums und den Abfall von dem im Papste verkörperten und concentrirten Priesterregiment. Der Papst ist den priesterlichen Satzungen zufolge Stellvertreter Gottes auf Erden, seine Aussprüche und Gebote sind unanzweifelbar wie der Wille Gottes selber, folglich über die Beurtheilung jedes Menschen hinausliegend, das Urtheil des Menschen vielmehr bestimmend und sein Denken in feste Bahnen lenkend, aus der zu weichen unverzeihliche Sünde und Grund ewigen Verderbens ist. Demgemäß ist der Mensch zu seiner eignen Seelen-Seligkeit gezwungen, so und nicht anders zu denken, so und nicht anders zu leben, als wie's der Priester vorschreibt. Der Priester beherrscht also das Denken der Menschen; und der Mensch als denkendes Wesen hat nur die Gedanken, die ein Knecht hat, indem er ausführt, was und wie es sein Herr ihm gebietet. Also: Gedankenknechtschaft bei Priesterherrlichkeit. Gegen Priesterherrschaft ist somit der Kampf der Niederländer gerichtet Sie will Posa durch den Infanten Karlos zu Nichte machen, um „schönere Zeiten kommen" zu lassen. Denn sie eben ist es, was „Gedankenfreiheit", was das „Paradies für Millionen" nicht gedeihen läßt. Sie ist der Grund des Uebels, gegen welches der Geist der Menschheit im sechszehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung sich empört hat.

Das ist einfache Folgerung aus dem, was unser Drama in mancherlei Wendungen zu Tage treten läßt.

Der Repräsentant dieser Priesterherrschaft ist der Kardinal-Großinquisitor. Der Agent, der die Bewahrung und Befestigung derselben betreibt, ist der Kaplan und Beichtvater des Königs, Domingo. Das Werkzeug für die in der Welt zu sichernde Ausübung derselben ist der König.

So dient uns denn zur Erkenntniß des Charakters der Priesterherrschaft zunächst die Beobachtung des Verhaltens und Thuns des Domingo.

Der Priester Domingo ist vor Allem „der fürchterliche Mann, der den König, diesen König, in dessen Reich die Sonne nicht untergeht, „selig sprechen und verdammen", d. h. ihn im Namen Gottes für Himmelsseligkeit segnen oder zu Höllenqual verurtheilen kann, und der dies thut, jenachdem das königliche Beichtkind den Anweisungen des Beichtigers getreu lebt oder nicht.

Was von Beiden der Fall sei, erfährt er durch die Beichte. Unter dem Siegel dieses Sakraments liegt Alles, liegen selbst Missethaten sicher aufgehoben. Unter der Hülle dieses Sakraments kann das beschwerte und beängstete Gewissen eine Zuflucht finden, zu welcher Niemand, selbst der mächtigste Monarch nicht, einen Schlüssel hat, so daß der Priester auch gegen die Macht des Königs Den in Schutz nimmt, der gläubig sich in seine Gewalt giebt (90). Durch das Sakrament der Beichte ist die Herrschaft des Priesters über jeden Gläubigen aufs Sicherste begründet.

Wenn nun (1048) Karlos seiner Unterredung mit dem Vater gleich zu Anfang die Aeußerung einflicht, daß „nicht Alles gut sei, was ein Priester und eines Priesters Kreaturen sagen", so deutet er darauf hin, daß Priester auch schlimme Wege gehn und schlimme Reden führen, um ihre Zwecke zu erreichen. Ein solcher Zweck liegt z. B. (1092) darin vor, daß Domingo auf eine immer größere Entfremdung zwischen Infanten und König, auf immer weitere Verdrängung des Sohns von der Seite und aus dem Vertrauen des Vaters hinarbeitet. Mit dem Herzog

von Alba im Bunde hat er ja längst Zwietracht gesäet in den Boden des Königshauses. Trenne und herrsche!

Don Karlos nämlich taugt ihm nicht zu einem Könige von Spanien (2026). Karlos nämlich „denkt", begnügt sich also nicht mit dem, was der Priester lehrt und räth, sucht vielmehr selber Wege des Heils und richtet selbstständige Schritte zu eigens gewählten Zielen, so daß er sich priesterlicher Zucht entzieht. Aber noch mehr! Karlos verehrt die Menschen. Er erkennet also die Menschen für Wesen an, die eignen Werth haben, deren Selbstbestand respectirt werden muß. Ueber Menschen will Karlos nach eigner Einsicht, als denkender Mensch über denkende Menschen Regent sein und in dem Heil der Regierten sein eigenes Heil gründen. Den Menschen als solchen verehren, das ist den Priestern eine seltsame Chimäre. Daß Karlos einmal selbstständig regieren will, erfüllt ihn mit Sorgen für den Thron, für Gott und seine Kirche. Denn der denkende, in Selbstständigkeit waltende Regent des Volkes „wird die Linien der priesterlichen Staatskunst durchreißen", d. h. dem Priesterregiment ein Ende machen.

Es muß also die priesterliche Staatskunst sicher gestellt, die Priesterherrschaft bewahret werden: es muß Don Karlos gehindert werden, zu denken und die Menschen für ehrenwerthe Wesen zu halten. Wie kann aber Solches bewerkstelligt werden? Domingo sucht „den trotz'gen Muth des Infanten (2037) in dieser Zeiten Wollust abzumatten". Dadurch hofft er seine Denk- und Willens- und Thatkraft abzuschwächen, durch die Genüsse also der Fleischeslust, durch Erweckung und Befriedigung sinnlicher Begierden ihn von geistigen Strebungen abzuhalten, aber auch zugleich ihn zu gewöhnen, in seinen Mitmenschen nichts weiter als die Mittel und Stoffe zur Stillung seiner Wünsche zu erblicken. So ist Alles, was Sittlichkeit heißt, mit der Wurzel ausgetilgt.

Durch dasselbe Mittel wirkt Domingo auf den König Philipp ein. Schon lange hat er mit stillem Fleiße (2060) sich be-

müht, die schöne, üppige, heißblütige und gläubige Prinzessinn Eboli darauf abzurichten (zu „erziehen" nennt er das), den König in ihre Schlingen, d. h. in die Schlingen, welche er selbst ihr in die Hand giebt, also in seine Schlingen, zu ziehn. Zu solchem Zweck hat er dem „spanischen Mädchen" bewiesen,

> daß Fälle möglich wären, wo die Kirche
> sogar die Körper ihrer jungen Töchter
> für höh're Zwecke zu gebrauchen wüßte.

Diese Beweise nennt das „spanische Mädchen" „fromme Gründe" (2120); und sie sind dem Mädchen „zu hoch"!

Nichtsdestoweniger aber entschließt sich, obwohl aus anderen Gründen, die Prinzessinn, des Priesters Wünsche zu erfüllen. Dafür belehrt nun aber der Priester sie auch im Wegnehmen von Schlüsseln, im Aufschließen von Schatullen, im Stehlen von Briefschaften, Bestechen von Boten u. dgl. Als er dann endlich „die schöne Stunde, die den Wünschen des Königs Erfüllung bringen wird" in Aussicht gestellt sieht: da hält er das große Spiel gewonnen und bietet allen Königinnen Trotz, denen es etwa einfallen mögte, seinen Einfluß auf den König und somit die Priesterherrschaft überhaupt zu schädigen.

Die Art, wie er nun seinem Einfluß durch persönliches Mitwirken Nachdruck zu geben sucht im vierten Auftritt des dritten Aktes, ist denn freilich so über alles Maaß gewissenlos und plump und giftig, daß selbst König Philipp Glauben und Geduld verliert, daß er die Tücken ahnet und den Priester schließlich (3809) zu den Teufeln rechnet.

Die Intrigue gegen die Königinn mißglückt. Posa wird des Königs Günstling. Die Königinn ist in ihrer Geltung hergestellt. Ei, da muß dieser Posa gestürzt werden. Und wer könnte dazu besser helfen als diese Königinn? Darum muß sie so schnell wie möglich erfahren, daß sie keine treuern Freunde hat als den königlichen Beichtvater Domingo und seinen Genossen, den Herzog von Alba. O, wie sind die beiden Herrn

so plötzlich (3995) „für Ihrer königlichen Majestät erhabener Person und deren Sicherheit“ besorgt! Mit welchem Eifer, um ein Complott, das wider Sie gespielt wird, zu entkräften, legen sie ihre Dienste Ihrer Majestät zu Füßen! — Als aber nun die Königinn sich den Anschein giebt, als wolle sie von ihren Diensten Gebrauch machen, da will freilich der Priester nur „im Verborgenen“ . . . . Zuletzt denn (4438) „horcht“ er noch am Schlüsselloch vor'm Kabinett des Königs . . . .

Uebrigens hat Schiller nicht versäumt, auch den Zug des Priesterwesens, daß es nämlich sich gern mit materieller Stärke umhegt und beschirmt, zur Anschauung zu bringen. Dies thut er durch den Herzog von Alba. Dieser ist in unserem Drama nicht der fanatische, finstre, grausame Kriegsfürst und Soldat (als solcher konnte er nur beiläufig bezeichnet werden), sondern der ehrgeizige, ränkesüchtige und rachgierige Hofmann, der von seiner Soldatennatur nur eine gewisse Derbheit und Zufahrigkeit beibehalten hat, sonst aber meist als der Schatten Domingo's zu sehen ist. Er kommt einigermaßen in Verlegenheit, als ihn König Philipp mit den Worten herbeiruft (2743): „Toledo, schützt mich vor diesem Priester!“ Gleich darauf freilich beschuldigt der König Beide, den Priester und den Herzog, des Complottirens und nennt sie (3809) zornig „die Teufel“.

So bietet die Priesterherrschaft in Betreff ihrer Entstehung und Erhaltungsart an dem Verhalten des Domingo ein unerquickliches Bild dar.

In ihrem fertigen Selbstbestande, in voller Gravität und ruhiger Größe eines unerschütterlichen Machtbewußtseins tritt sie uns dann aber in dem Kardinal Groß-Inquisitor vor Augen. Eine imposante Erscheinung! Auf den ersten Blick fordert sie Ehrfurcht. Betrachtet man sie genauer, so flößt sie mehr bange Scheu als zuversichtliches Vertrauen ein. Dieser Großpriester ist blind. Auf ihn macht nichts Eindruck, was sonst durch's Auge das Menschenherz bewegt. Er wird durch nichts irritirt, aus seinem Gleichmuth gebracht; ihn schmerzt nichts, ihn freut

nichts, nichts tritt zu irgend welcher sentimentalen Beziehung an ihn heran. Wäre er auch sehend: in dieser Brust schlägt kein Herz. Diese Brust ist ein granitnes Monument, darauf steht geschrieben „Weltherrschaft". Diese Brust bleibt stets starr und kalt. Darin wohnt nicht Liebe, nicht einmal Haß; darin wohnen dämonische Mächte mit heimlichen, unnahbaren, unausweichbaren Kräften, den Menschen unter ihre Herrschaft zu beugen, unerbittlich, unversöhnlich, unbezwingbar.

Sichtbarlich sind die Fürsten, ist hier unser König Philipp das Werkzeug der Priesterherrschaft. Dazu werden sie, dazu ist er von dem Priester erzogen. Denn König Philipp sagt (5146) ausdrücklich, daß er einen Auftritt vergangner Jahre erneuere, indem er Rath holt bei seinem „Lehrer". Der Großinquisitor aber erklärt ihm darauf, daß sein früherer „Zögling", Philipps eigener Vater, des Rathes nie mehr bedurft habe. So waren also die Fürsten Zöglinge des Priesterthums. Ganz wie in urältesten Zeiten! Denn als die Israeliten den Hochpriester Samuel nöthigten, ihnen einen leibhaften, sichtbaren König zu geben und ein irdisches Königreich herzustellen, da nahm er den längsten Mann aus dem ganzen Volk, den Saul, in die Prophetenschule und belehrte ihn gründlichst über die Pflichten eines Königs und über die Art, wie er solche der priesterlichen Weisheit gemäß zu verrichten habe. Das that Samuel nach dem Muster der egyptischen Priesterschaft, welche sich in dem Könige einen Anführer der Kriegsmacht und eben dadurch einen Schirmvogt und Vertheidiger ihrer Herrschaft gegen innere und äußere Feinde erzog. Um aber desto sicherer zu sein, nahm sie den einzusetzenden König zuvor in den Priesterstand auf, damit er, nun selbst Priester, seine eignen Interessen wahrete, indem er den Bestand und das Gedeihen der gesammten Priesterschaft als des eigentlichen Herrn und Beherrschers des Volks sicher zu stellen bemüht war. So war Saul, so waren seine Nachfolger priesterliche Könige geworden. Alles aber wiederholt sich im Leben. Der römische Hochpriester, Papst Leo III., wußte

wohl, was er that, als er den mächtigen Frankenkönig Karl durch piesterliche Weihe und Salbung zum Schirmherrn des heiligen römischen Reichs einsetzte. Alle die späteren deutschen Könige erlangten die Kaiserwürde erst durch die priesterliche Weihe und Salbung. Von den Kaisern aber hat sich im Laufe der Zeit stillschweigends diese Priesterlichkeit auf die andern christlichen Fürsten übertragen, so daß sie in dieser Eigenthümlichkeit gleich den früheren Bischöfen und Hochpriestern als „von Gottes Gnaden“ ihre höhere, d. h. über den gesammten Menschenhaufen erhabene Stellung behaupteten.

Natürlich kamen sie in Gefahr, dieser Erhabenheit verlustig zu gehn, sobald sie sich's beikommen ließen, den Lehren, Geboten und Forderungen der Priesterschaft nicht dienstwillig zu sein. Wie Samuel dem Saul in der Person Davids einen Gegenkönig aufstellte, so haben im Mittelalter die römischen Päpste durch Erhebung und Unterstützung von Gegenkaisern unaufhörliches Elend über Deutschland kommen lassen. Heinrich IV. mußte zu Kanossa in peinlichster Form vor Gregor VII. Buße thun; und selbst der gewaltige Friedrich Barbarossa hat sich herbeilassen müssen, dem römischen Hochpriester, dem Papst Hadrian IV., zu Viderbo den Steigbügel zu halten.

Ganz im Sinne der alt-egyptischen, alttestamentlichen und mittelalterlichen Priesterherrschaft sagt nun in unserm Drama der Kardinal Großinquisitor zu dem großmächtigen König Philipp von Spanien (5244): „stünd ich nicht jetzt vor Ihnen (da Sie zu uns, d. h. zur Unterordnung unter unsere Gebote, zurückgekehrt sind): beim lebendigen Gott, Sie wären morgen so vor mir (d. h. vor dem Tribunal des priesterlichen Gerichts) gestanden!“ Und Philipp, obwohl er zu erkennen giebt (5247), daß ihm solche Sprache widerwärtig ist, muß sich doch schließlich „in Demuth beugen“ (5261), um den Priester zu „versöhnen“.

Worinn denn aber hat er's eigentlich versehen?

König Philipp, um sich wegen seiner Verbindung mit dem Marquis von Posa zu rechtfertigen, gesteht: „mich lüstete nach

einem Menschen." Darüber zürnt der Kardinal und findet es nöthig, einmal wieder „die Elemente der Monarchenkunst mit seinem grauen Schüler zu überhören." Und diese Elemente der von dem Priester seinem Schüler eingeprägten Monarchenkunst? Sie sind in dem Satz enthalten: ein König darf nicht Mensch sein. Einen Menschen kann die Priesterschaft zum Könige nicht gebrauchen. Ein priesterlicher König muß Allem, was menschlich ist und ihn mit Menschen zu gemeinschaftlicher Existenz verbindet, fern bleiben. Ihn darf nicht Leidenschaft bewegen (5186). Er darf nicht nach Mitgefühl wimmern (5230). Wenn es ihm um Mitgefühl zu thun wäre, so würde er sich Denen gleich stellen, die es ihm gewähren sollen. Diese aber könnten's ihm versagen! Dann stände er gar unter ihnen, wäre durch sie bedingt, hätte sie für Seinesgleichen erkannt. Ueber Seinesgleichen hat Niemand Rechte (Vorrechte, Privilegien, Prärogative). Folglich giebt ein König seine Rechte auf, wenn er einen Menschen für Seinesgleichen erklärt, indem er Mitgefühl bei demselben sucht. Ein König muß also verlernen, irgend Etwas vom Menschen zu bedürfen, vielmehr: er sei „der Erde Gott"! Er sei ein Gott, dem die Menschen nichts als Zahlen sind (5228). So passet er dann der Priesterschaft zur Bewahrung ihres Regiments.

Das weiß ja auch Posa recht gut, wenn er (3207) sagt: „Geben Sie die unnatürliche Vergötterung auf, die uns vernichtet."

Hinwiederum weiß aber auch der Kardinal, obwohl er blind und uralter Greis ist, daß König Philipp, indem er dem Menschlichen sich zuneigte, schlimmes Gelüsten trug, „der Priesterherrschaft zu entfliehn und frei zu sein, weil ihn des Ordens schwere Ketten drückten". Das ist ihm als höchster Frevel und Abfall vom Glauben anzurechnen. Darum kann er von Glück sagen, daß die Mutter Kirche d. h. die Priesterschaft, sich begnügt, ihm die bittere Erfahrung, welche er durch die Untreue des Marquis hat machen müssen, als Strafe anzurechnen; sonst nämlich wäre er dem Glaubensgericht verfallen.

Denn da er mit einem „Menschen" sich verbinden wollte, verband er sich mit dem Ketzerthum. Wer nämlich Mensch im wahren Sinne des Wortes sein, wer also von seiner Vernunft Gebrauch machen, sich selbst bestimmen, sich also auf den Boden der Freiwilligkeit, des sicheren Selbstbewußtseins und selbstständigen Wirkens setzen will, der ist in den Augen des Priesters ein Ketzer, ist also dem priesterlichen Gericht verfallen. Denn das Priesterthum ist Allem, was Menschenthum heißt, ein unversöhnlicher Feind und Verfolger, es kennt und duldet nur den gläubig-frommen, d. h. den unbedingt gehorsamen Knecht.

Jeder ungewöhnliche Mensch lebt daher unter dem beobachtenden, bewachenden Auge der Priesterschaft, die überall ihre Agenten hat, und wird wie an einem unsichtbaren, unzerreißbaren Seile festgehalten, selbst wenn er sich außerhalb der Grenzen des Reiches aufhalten sollte (5155 u. f.). Endlich muß er dann doch herbeikommen, auf daß (5175) sein Blut der Ehre des Priesterthums glorreich fließe. Bis dahin wird er als ein „heiliges Gut" des Ordens betrachtet, das Niemand antasten, Niemand für sich in Anspruch nehmen darf.

Den Marquis von Posa, diesen ungewöhnlichen Menschen, dessen „Leben (5154) angefangen und beschlossen in der Santa Casa heiligen Registern liegt", hat König Philipp für sich in Anspruch genommen, hat, da er von demselben verrathen war, ihn tödten lassen, also dem Orden sein heiliges Gut geraubt. Dafür muß er es leiden, daß der Priester ihn (5169. 5185) einen Hehler, Dieb und Mörder nennt.

Und der „Herr zweier Welten" bittet diesen Priester um Vergebung (5187). Der König (5261) beugt sich in Demuth unter Priesters Macht. Er bringt die Stimme der Natur in seiner Brust zum Schweigen, überliefert seinen eignen Sohn dem Blutgericht und spricht der Menschlichkeit Hohn.

Beweinenswerther Philipp, wie dein Sohn
Beweinenswerth!

König Philipp.

König Philipp ist unstreitig die Hauptperson in unserm Drama; er ist der Träger des geschichtlichen Gedankens, welcher wie ein geistiges Element die äußere Handlung durchdringt und belebt.

König Philipp ist zunächst der König, welcher das priesterherrschaftliche Princip mit der Menschenwelt vermittelt, also der Handhaber und Executor der priesterlichen Politik, er ist Priesterkönig.

Wie er aber zur Zeit der Handlung unsers Drama's zweifelsohne der mächtigste und einflußreichste Potentat Europa's war, so kann er alsdann füglich zugleich für den Repräsentanten der Fürstenherrlichkeit damaliger Zeit überhaupt gelten. Und dies um so unverfänglicher, als auch die protestantischen Fürsten trotz ihres Protestantismus den priesterlichen Charakter keineswegs aufgegeben hatten. Vielmehr war z. B. Heinrich VIII. von England nach seiner Trennung von Rom nunmehr in England König und Papst zugleich und übte seine priesterliche Machtvollkommenheit mit Schwert und Beil und Strang und Scheiterhaufen, wie nur immer ein spanischer Großinquisitor es zu Stande bringen konnte. Die „jungfräuliche" Elisabeth gab die bekannten Religionsartikel und zeigte ihre Art mit Andersgläubigen umzugehen durch die Hinrichtung der Maria Stuart deutlich genug. Die protestantischen Fürsten Deutschlands waren in ihren Landen unter dem Titel „erster Bischof" gleichfalls die Oberpriester ihrer Kirchengemeinschaften geworden und verfuhren ihren Unterthanen gegenüber nicht viel anders als Philipp in seinen italischen und flandrischen Landen, wenn gleich es in den Verhältnissen lag, daß sie sich mit Scheiterhaufen und dergleichen nicht so viel zu thun machen konnten. In staatsbürgerlicher Beziehung war jedes Fürsten Unterthan

nichts weiter als ein unbedingt gehorchender Knecht und hatte an Gedankenfreiheit nicht mehr Antheil, als Philipp seinen Unterthanen gewährte, das heißt, nicht die geringsten. Zu jedem Fürsten damaliger Zeit hätte ein Marquis von Posa kommen und um Gedankenfreiheit bitten können: er wäre überall für einen „sonderbaren Schwärmer" und noch Aergeres gehalten worden.

König Philipp ist, wie gesagt, die Hauptperson in unserm Drama. An ihm vollzieht sich ganz rein die tief tragische Dialektik der Inconsequenz eines priesterlichen Königs, den es einmal gelüstet, Mensch mit Menschen zu sein.

Gegen den Handhaber der Priesterherrschaft treten widerstrebend hervor Posa, Karlos, die Königinn als Zeugen der Menschlichkeit und Bekämpfer des die Menschheit entwürdigenden Priesterwesens. Das thun sie gerade in dem Moment, als Philipp im Begriff ist, den Herzog Alba in die Niederlande zu schicken, damit er die daselbst hervortretenden Bestrebungen nach Freiheit und Selbstständigkeit in kirchlichen und bürgerlichen Dingen niederdrücken und das bisher geübte priesterliche Regiment theils aufrecht erhalten theils wieder herstellen mögte. Dadurch bekommen diese durch Posa, Karlos und die Königinn objectivirten Bestrebungen für Gedanken- und Glaubensfreiheit zuerst eine politische, ja, vermöge der an sie sich anknüpfenden Thatsachen eine weltgeschichtliche Bedeutung. Was bis dahin sich auf das Gebiet der Gelehrsamkeit, der Schwarmgeisterei, der im Einzelnen getriebenen Sectirerei beschränkt hatte, ward nun eine Völker-, ward eine Menschheitsangelegenheit, so daß die drei Gegner Philipps gar wohl als die Repräsentanten des nach Befreiung strebenden Menschengeistes angesehen werden können.

Ihnen gegenüber eifern für die Erhaltung der Priesterlichkeit in menschlichen Dingen Domingo, Alba, die Eboli. Sie scheinen den Interessen des Königs auf's Treulichste zugethan, suchen indessen hauptsächlich ihre persönlichen egoistischen Zwecke zu erreichen. Und wenn auch Domingo für die Sache, welche

er zu fördern hat, sich in Thätigkeit setzt, so thut er dies doch gleich seinen Genossen nicht sowohl durch den Beweis der Richtigkeit und Würdigkeit der Sache als vielmehr dadurch, daß er mit Hülfe seiner Genossen die Gegner zu beseitigen sucht, um seinen persönlichen Einfluß beim Könige und die Vortheile seiner Stellung zu bewahren.

Zwischen beiden Parteien steht Philipp, „der Erde Gott.“

Und um ihn her, theils unter seiner eigenen Betheiligung nach der einen und andern Seite hin, theils ohne sein Wissen waltet nun der Streit, ob das Alte in Kraft bleiben oder das Neue schönen Sieg erringen solle. Sogleich im ersten Auftritte des Stücks beginnt der Kampf mit der schlimmen Verfeindung des Infanten mit dem königlichen Beichtvater. Wie dann der Dichter die Parteien sich rüsten, wie er die eine und die andre am Könige zerren und ziehen läßt, um ihn hier auf der einen Seite fest zu halten, dort nach der andern Seite hin zu nöthigen, wie jede Partei durch Verkehrtheit ihre Thätigkeit verwirrt, ihre Zwecke verfehlt, bis dann schließlich die priesterliche Partei nicht etwa einen erhabenen Sieg erringt, sondern lediglich dadurch in der Herrschaft beharrt, weil die Gegner ihrerseits durch eigne Verschuldung sich in den Untergang stürzen: das ist ja nun in dem Drama selbst von Auftritt zu Auftritt so deutlich, wie kräftig und erschütternd an den Tag gestellt.

Die Anhänger und Verfechter des Priesterthums bringen aber durch die Art, wie sie nicht sowohl ihre Sache als vielmehr die Caprice ihrer persönlichen Wünsche durch Beseitigung und Vernichtung ihrer Widersacher egoistisch fördern wollen, den König in eine Situation, vermöge deren gerade das Gegentheil von dem, was sie wollen, sich ereignet. Sie wollen den König durch die von der Prinzessin Eboli ausgeführte Intrigue durchaus auf ihrer Seite festhalten und die Freunde der Freiheit und Menschlichkeit in's Verderben stürzen; und gerade vermöge jener Buhlerei der Prinzessin kommt es dahin, daß der König,

wenn auch nur auf kurze Zeit, das Gebiet der Menschlichkeit betritt.

Und hier eben treffen wir auf den Punct, wo die tragische Kunst durch Schiller das Eigenthümlichste und Höchste geleistet hat, was sich denken läßt. Denn der priesterliche König Philipp erleidet tragisches Geschick dadurch, daß er einmal einen kurzen Tag lang es mit dem Menschenthum versucht, daß er, „der Erde Gott", einmal nach einem Menschen sich hat lüsten lassen". Diese Inconsequenz wird sein Elend. Es objectivirt sich aber darin das eigenthümliche Wesen solcher Uebergangszeit. Das Neue wird durch die Person, welche es bringt, empfohlen und sichert seinen Bestand durch den Einfluß dieser Person. Sobald die Person unzuverlässig erscheint, verliert es seinen Credit. Das Alte kommt mit verstärkter Gewalt zurück gleich dem vertriebenen bösen Geist, der sieben noch bösere Genossen zu der bekannten Wohnstätte zurückbringt. Und mit dem Menschen wird es schlimmer, denn es zuvor war.

Mit bewunderungswürdiger Kunst hat Schiller den Eintritt des despotischen und fanatischen Königs Philipp in das Menschenthum motivirt, indem er die allmälige Umwandlung des „Gottes der Erde" in einen nach Mitgefühl verlangenden und durch Mitgefühl befriedigten Menschen zur Erscheinung treten läßt.

Bei seinem ersten Auftreten I, 6. steht König Philipp noch als der Erde Gott gewaltig da und verlangt unbedenklich die „unnatürliche Vergötterung" des allein gebietenden Herrn. Indessen fühlt er sich doch in Betreff des eben erlassenen Göttergebots vor der Königinn schon einigermaßen deprimirt, so daß er vor seinem ganzen Hof und vor sich selbst erröthen muß und „wie ein Gerichteter vor ihrer Tugend" steht (2625). Die Gottheitlichkeit und Selbstgenugsamkeit ist dadurch schon getilgt.

II. 1. Wenn gleich er dem Sohne die an ihn gerichtete Bitte nicht gewährt, so empfindet er es doch übel, daß derselbe ihm nicht ein liebender und geliebter Sohn ist. Er kann sich's

nicht verbergen, daß in seinem Leben eine Lücke ist, daß er etwas entbehrt. Die dem Herzog Alba gegebene Erklärung „künftig steht Karlos meinem Throne näher" enthält ein Zugeständniß dieses menschlichen Gefühls. (Der Dichter läßt mit großer Feinheit das Gefühl auch dadurch sich, wie unwillkürlich, offenbaren, daß der König nicht wie sonst seinen Sohn den Infanten, daß er ihn hier ganz einfach „Karlos" nennt.) Nicht der Gott, nur der Mensch kann etwas entbehren und nach Ergänzung seines Wesens verlangen.

III. Und nun, da er zu dem Gefühle gelangt ist, daß in seiner Familie ihm etwas fehle, da geschieht's, daß ihm durch seine Kreaturen zur Kunde kommt, wie elend er als Familienvater und Ehegatte werden müßte, wenn diese Kunde Wahrheit enthielte. Daß er bei solcher Gelegenheit dem Herzoge gegenüber gestehen muß „das hab ich nicht gewußt! Ich bin also der Letzte, der es findet, der Letzte durch mein ganzes Reich" (3587): es verräth das Bewußtsein seiner Beschränktheit und Abhängigkeit von Andern. Ja, er kommt zu der Erkenntniß, daß seine Kreaturen ihn belügen (2754), daß sie ihn und seine Macht benutzen zu ihren Zwecken, daß er das Werkzeug dieser Kreaturen ist (2740).

Und gegen wen soll er ihnen dienen? Gegen den eignen Sohn, gegen die eigne Gattinn! Dieser Gattinn Treue ist ihm verdächtig gemacht. Er fühlt vielleicht zum ersten Male gründlich, daß er nicht ein Gott, daß er ein Mensch ist, verwundbar an der schmerzlichsten Stelle. Darum zum ersten Mal auch sehnt er sich nach einem Menschen (2810), nach einem Mann mit reinem, offnen Herzen, mit hellem Geist und unbefangenen Augen, der ihm die Wahrheit kann finden helfen.

Und siehe, die „gute Vorsicht" giebt ihm einen Menschen — einen Sonderling freilich.

Schon dies dringende Verlangen nach einem Menschen hat den Gott der Erde menschlich gestimmt; und weil er menschlich

geworden ist, gerade darum kann er sich dem Medina Sidonia als „ein Gott“ zeigen (2935).

Und so selber „ein Mensch aus des Schöpfers Hand“ (3115), der als Sterblicher leidet, begehrt und Mitgefühl braucht, fühlt er immer mehr, daß der Marquis Posa mit seiner Lobrede auf die Menschlichkeit „in seine Seele greift“ (3123). Er zürnt nicht, als der „sonderbare Schwärmer“ ihn anfleht: „Geben Sie die unnatürliche Vergötterung auf! Werden Sie uns Muster des Ewigen und Wahren!“ Ja, König Philipp geht so weit, daß er wenigstens diesem Einen Menschen gestatten will, daß er „fortfahre, ein Mensch zu sein.“ (3279). Und nicht bloß das. Er vertraut dem Ritter, diesem Menschen, die Lösung der peinlichen Familienangelegenheit. Ja, nachdem er demselben eingestanden hat: „Marquis! ich sehe mich in fürchterlichen Händen! ich bin durch ein verruchtes Bubenstück betrogen!“ (3865) — da hofft er, daß es „seinem lieben Marquis“ gelingen werde, „Ruhe seinem Herzen und seinen Nächten Schlaf zurück zu bringen“ (3918). — Der Mensch giebt sich dem Menschen hin.

Wie glücklich muß sich König Philipp in der Verbindung mit dem Marquis gefühlt haben! „Ich hab' ihn lieb gehabt! (sagt er 5048) sehr lieb! Er war mir theuer wie ein Sohn! Er war meine erste Liebe! In diesem Jüngling ging mir ein neuer schöner Morgen auf!“ Posa selber bestätigt das, indem er sagt, es hätte nur bei ihm gestanden, einen neuen Morgen heraufzuführen über diese Reiche. Denn der König schenkte mir sein Herz, er nannte mich seinen Sohn (4300). Ja, König Philipp ist glücklich geworden durch einen Menschen. Darum wird er wie mit einer Art von Neid erfüllt bei dem Gedanken, daß Posa für den Infanten mögte gelebt haben und gestorben sein. Daher sein gewaltiger Schmerz um den Todten, seine Wehklage um den Verlust eines Menschen. Es war freilich das ein Mensch, von dem Philipp sagt: „ein Geist, ein freier Mann stand auf in diesem ganzen Jahrhundert — Einer!“

So hat König Philipp empfunden, was es heißt, ein Mensch mit Menschen zu sein, ein glücklicher Mensch zu sein. So ist er dazu gekommen, den Druck der vom Priesterthum ihm angelangten Kette zu spüren; so ist er dahin gelangt, zu wünschen, daß er dieser Ketten auf immer los und ledig werden, daß er ein freier Mann werden mögte. Als freier Mann hätte er dann nicht anders gekonnt, als daß er die Andern alle auch frei machte; und — die Priesterherrschaft wäre vernichtet gewesen! Diesen Einen freien Mann hat König Philipp geliebt; dieser freie Mann sollte mit ihm sein Königreich theilen, seine Siegel führen; diesen Einen Mann hatte er sich zum Danke verpflichtet, weil er ihm Gelegenheit geben und Hülfe leisten wollte zur Verwirklichung der Ideen, welche ein neues Zeitalter begründen sollten, ein Zeitalter der Freiheit und Menschlichkeit, wo die Alba keine Macht mehr haben (4305).

Und dieser Mensch, dieser Eine, den er jemals geliebt, dieser Eine, in welchem ihm jemals das Bild der Menschlichkeit oder Humanität leibhafte Gestalt gewonnen hat: der hat ihn getäuscht, betrogen! Aber nicht, daß derselbe ihn getäuscht hat, ist sein Kummer; vielmehr ist er darüber bekümmert, daß dieser Mann ihm die Achtung vorenthalten, ihn verachtet, d. h. ihn nicht für einen ebenbürtig freien Mann geachtet hat, mit welchem es sich verlohnt hätte, gemeinschaftlich und durch seinen königlichen Einfluß gefördert das „Paradies für Millionen" herzustellen. Der König Philipp war ihm dazu nicht gut genug. Darum verschmähete er ihn und wandte sich dem jüngern Karlos zu, der, sein Schüler, in seiner Jugend und voraussichtlich längern Regierungsthätigkeit die sichere Gewähr für den Erfolg menschenbeglückenden Wirkens darbot.

Darum will Philipp „den Todten wieder haben, damit derselbe von ihm anders denke". Er will ihm zeigen, daß auch er ein freier ist; denn er hat Liebe und durch diese Menschlichkeit gelernt. Welch einen stärkeren Beweis, daß König Philipp diesen Posa wirklich geliebt hat, kann es geben als

diesen Ausbruch seiner Gemüthsbewegung: „Gieb diesen Todten mir heraus! Ich muß ihn wieder haben! Daher der Neid bei dem Gedanken, daß sein Sohn Karlos sich auch nur einbildete (5056), Posa sei für ihn gestorben! Daher nun aber auch jener erschütternde Umschlag seiner Stimmung in entschiedenen Menschenhaß, da er sich überzeugt, „Posa's Herz schlug der ganzen Menschheit, seine Neigung war die Welt mit allen kommenden Geschlechtern" (5060) — in diesen Menschenhaß, der der Menschheit Verderben und Untergang schwört, weil Posa für sie gestorben ist.

Erschütternd und hochtragisch! Gerade aus der Liebe zum Marquis, einer Liebe, welche ihm den Segen der Menschheit fühlbar und beglückend gemacht hat, erwächst ihm bitterster Menschenhaß. Früher war er der despotische und fanatische Herrscher, der zur Warnung und Bekehrung seiner Unterthanen Glaubensblutgerichte hielt; jetzt aus der Liebe, die ihn einen Tag lang beglückt hat, bricht jene Unmenschlichkeit hervor, die ihren Ausdruck in den Worten findet (5082): „nach mir soll kein Pflanzer mehr in zehn Menschenaltern auf dieser Brandstätte erndten! Die Menschheit soll mir für diesen Posa büßen!"

Beweinenswerther Philipp! Was kann er von solcher Unmenschlichkeit gewinnen? Nicht einmal die Wiederkehr jener „unnatürlichen Vergötterung", durch welche er sonst über allen Menschen als seinen Kreaturen erhaben stand. Denn diese hat er in der Liebe zu Posa selbst aufgegeben; sie ist also in seinem eigenen Bewußtsein vernichtet. Damit ist's ein- für allemal vorbei. Sie kann ihn, auch wenn sie ihm von seinen Kreaturen fernerhin erwiesen wird, nie wieder darüber trösten, daß der Eine freie Mann ihn verachtet hat. Noch mehr! Er hatte sich schon „frei und einzig" gewähnt (5239). Die Liebe hatte ihn frei gemacht. Gerade weil er Liebe empfunden, Liebe ertheilt hat, verfällt er nun desto gewisser der herzlosen Priesterschaft. Nicht einmal der Umstand, daß er den an ihm zum Verräther gewordenen Posa hat tödten lassen, wird ihm zu Gute gerechnet.

Im Gegentheil! Dem Könige wird diese Tödtung wie ein Mord, also wie ein Verbrechen angerechnet; denn dieser Posa war ein Ketzer. Wie schwer er sich als Verräther an dem Könige mag verschuldet haben: der Ketzer gehört dem Priestergericht, und der König verdient Strafe, weil er diesem Gericht den Ketzer entzogen hat. Hatte König Philipp früher den Schein selbstständiger Herrschaft: jetzt hat er nicht einmal diesen mehr; er ist der Knecht des Priesterthums. Der König, der ein freier König hat werden wollen und, durch Menschenliebe selber beglückt, ein Beglücker seiner Völker, er erstickt die Stimme der Natur, überliefert seinen Sohn dem Glaubensrichter — und der Priester triumphirt, die Priesterherrschaft bleibt. — —

Dies ist der Schluß von Schiller's großer Geschichts-Tragödie „Don Karlos". Ein Schluß, der, wenn auch wenig Versöhnung für das Menschenherz darbieten, doch dem Gange der Weltgeschichte entspricht, und bis zum gegenwärtigen Augenblicke durch tägliche Erfahrung gerechtfertigt erscheint. Der Geist der Neuzeit, durch unser Drama in seinen ersten politischen Aeußerungen zur Anschauung gebracht, muß erst durch bittere Kämpfe über sich selbst zur Klarheit und Sicherheit und Kraft gelangen, um mit Ruhe und Weisheit und Nachdruck sich wirksam zu erweisen, bevor es ihm gelingen kann, ein Lebensgebäude herzurichten, darin gut wohnen ist.

Schlußbemerkung über den künstlerischen Charakter des Gedichts.

Wenngleich nun der Schluß unsers Drama's in Uebereinstimmung mit den Thatsachen der Weltgeschichte den finstern Mächten des Priesterthums den Sieg zuspricht: so hat doch durch einen ganz eigenthümlichen, unbeschreiblichen Hauch des das Ganze durchwehenden poetischen Geistes Schiller bewerkstelligt, daß dieser Sieg uns nicht erschreckt noch uns an dem endlichen Gedeihen der neuzeitlichen Bestrebungen verzweifeln läßt. Vielmehr die Thatsache, daß ja doch selbst ein so hartgeprägter Gewaltherrscher und Glaubenswüthrich wie Philipp II einmal durch die Macht der Humanität nicht bloß bezwungen, sondern sogar beglückt worden ist, sie übt eine bis an's Ende der Handlung hin erhebende Kraft. Wir glauben nicht mehr an den Untergang der Humanität, wenn auch ihre zeitweiligen Verkündiger, weil sie theils sich selber noch nicht klar waren, theils sich in Leidenschaftlichkeit verloren, leiblich zu Grunde gehn. Aus jenen begeisterungsvollen Freiheitsverkündigungen, durch welche Posa bald das Herz des Königs erweicht, bald den Infanten aufmuntert, bald die Königinn zu Thränen rührt, tönt es wie eine melodische Weihsagung des Siegs dieser Frei-

heit auch noch über die letzten Auftritte hin, so daß all' diese Härten und Drohungen des Priesterthums ihre Kraft verlieren. Ja, des Infanten letzte Versicherung „ich eile, mein bedrängtes Volk zu retten aus Tyrannenhand; ich gehe, mit Don Philipp jetzt einen öffentlichen Gang zu thun" hat so mächtigen Vollklang, daß wir durch die letzten Worte Philipps kaum zu dem Glauben gebracht werden, es könne ihr die Dazwischenkunft des Großinquisitors eben viel schaden.

Das Wohlgefühl, das die ächte Poesie auch bei Darstellung schmerzlicher Thatsachen erweckt, bleibt uns während des ganzen Verlaufs der Handlung getreu, obgleich dieselbe in ungewöhnlicher Ausdehnung vor sich geht. Denn wahr ist's, Schiller's dramatisches Gedicht „Don Karlos" hat 5369 Verse, während die längste Tragödie des Aeschylos, der Agamemnon, nur 1670 Verse enthält. Da dreien so inhaltvollen Charakteren wie Philipp, Posa und Karlos volle Rechnung getragen, da der Königinn einerseits und der Prinzessinn Eboli andrerseits so wie den mit Letzterer in Verbindung gebrachten Intriguen des Domingo und Alba genügender Spielraum gelassen und der Gegensatz zwischen Priesterherrschaft und Humanitätswesen an's Licht gestellt werden mußte: so ist wohl erklärlich, daß bei der Belebung all' dieses Daseinsstoffes die Schranken eines Theaterstücks niedergeworfen sind. Wenn wir daher dem Kritiker auch einräumen, daß einem Theaterdirigenten für Schauspielerzwecke das Stück zu lang ist, so verkümmert doch dieser Umstand um so weniger unsre Freude an dem Gedicht, als wir zumeist darauf angewiesen sind, dasselbe lesend zu genießen. Da vergessen wir denn auch über der hohen poetischen Herrlichkeit, daß hier und dort Einzelnheiten vor die Seele treten, die dem Auge des dramatischen Kunstrichters nicht ganz der dramatischen Natur der Tragödie entsprechend erscheinen mögten.

Schiller hat bekanntlich mit seinem Don Karlos viel Noth gehabt. Und wie Klopstock, als er eben die ersten Gesänge seines Messias veröffentlicht hatte, schon mit Anfragen, ob er

denn seinen Seraph Abbadona wolle selig werden lassen, gequält wurde, so hat Schiller über das eigentliche Verhältniß zwischen Posa und Karlos recht Vieles und Vielerlei anhören und zuletzt gar seine „Briefe über Don Karlos" schreiben müssen, ohne mit den Letzteren gerade viel zur Beruhigung der Gemüther auszurichten. Wahr ist, die Deutschen hatten ihren Schiller, als er mit Don Karlos sich zu beschäftigen anfing, bereits lieb gewonnen und nahmen an Allem, was er dichtete, den lebhaftesten Antheil. Aber freilich, für Politik oder gar für politische Freiheit hatten sie auch nicht die Spur von Sinn und Verständniß. Daher geschah es, als nun Schiller zuerst den ersten, dann den zweiten Akt des „Don Karlos" einzeln in der Thalia veröffentlichte, daß man von den politischen Bestandtheilen dieser Akte so gut wie gar nicht Notiz nahm, daß man viel lieber und inniger sich an die sentimentalen Seiten des Gemüthslebens richtete und für eine hohe und ideale Freundschaft, welche man zwischen Posa und Karlos voraus setzen zu dürfen nicht im Geringsten zweifelte, zu schwärmen begann.

Da nun religiöse Angelegenheiten dem Gebiete des Gemüthslebens angehören; da zur Zeit, als Schiller mit dem „Don Karlos" sich zu beschäftigen anfing, die Mitlebenden an den Erscheinungen des kirchlichen Lebens regeren Antheil nahmen und insbesondere dem gangbaren Pfaffenthum mit heftiger Entrüstung zusahen: so enthusiasmirten sie sich besonders für solche Stellen, in denen Schillers strafende Muse ihren Unwillen gegen die mißfälligen Erscheinungen des Kirchen- und Priesterthums gewendet hatte. Und da nun Schiller selbst in Briefen und sonst entschieden genug zu verstehn gegeben hatte, daß in Betreff dieser kirchlich-priesterlichen Erscheinungen er seine eignen Ueberzeugungen und Wünsche in den entsprechenden Worten des Karlos und des Posa zu erkennen gegeben habe, so hielt man sich berechtigt zu der Annahme und Behauptung: „Don Karlos" stellt die Doppelperson des Dichters im Infanten und

im Marquis Posa dar; besonders in der ursprünglichen Form der ersten Akte hat der Dichter am allertreusten die ganze Subjectivität seines Wesens unmittelbar „ausgeströmt". — Welch eine Ueberfülle des verworrensten Unsinns haben doch die lieben Deutschen darüber ausgeströmt, daß Schiller in seinen Dichtungen immerzu und immerzu „die ganze Subjectivität seines Wesens" soll ausgeströmt haben! Welch eine Masse von Mißverständnissen hat dies philosophisch sein sollende, unselige Gefasel von Schillers „subjectiver" Dichterei in die Welt gebracht!

Nachdem nun Schiller sein Gedicht vollendet und dem Ganzen gemäß die früher veröffentlichten Theile entweder abgekürzt oder wesentlich verändert hatte: da endlich mußte man's denn doch über's Herz bringen, sich zu entschließen, sich's gefallen zu lassen, daß nunmehr, ja daß wirklich und gewiß „in der spätern Umarbeitung nun die Subjectivität des Dichters sich zurückgezogen und dem historisch-kritischen Geiste Platz gemacht habe". Wohl! Wohl! Und Dank sei diesem historisch-kritischen Geiste! Durch diesen historisch-kritischen Geist wissen wir denn auch, daß Schiller nicht aus subjectiver Meinung und Lust „die Schandflecken der Inquisition und des Priesterthums so fürchterlich an den Pranger gestellt", daß er vielmehr ganz rein objectiv, den Forderungen der Weltgeschichte, deren Prophet zu werden er von Gott berufen war, gemäß, die Erscheinungen der Priesterherrschaft, wie sie im sechszehnten Jahrhundert vorlagen und vom Geiste der Menschheit bekämpft wurden, dargestellt hat.

Nicht minder verdanken wir diesem historisch-kritischen Geiste die Erkenntniß, daß die ersten Bekämpfer der Priesterherrschaft, sei es auf kirchlichem, sei es auf politischem Gebiete, nichts weniger als vollkommene Menschen gewesen sind, daß folglich Schiller geradezu die Wahrheit veruntreut hätte, wenn er den Marquis von Posa etwa als einen Tugendhelden hätte wollen erscheinen lassen. Das wäre nicht bloß historische Unwahrheit,

das wäre auch unwahre Poesie gewesen, das heißt: die ächte Poesie wäre in unserm Gedicht nicht zur Anwendung gekommen; denn die ächte Poesie ist die reinste Wahrhaftigkeit selbst.

Aber sie ist zur Anwendung gekommen, diese ächte Poesie. Darum ist Posa nichts weniger als ein vollkommener Mensch, sondern voll Ueberhebung, voll Herrschlust und voll Streben, allein seinen Willen zur Geltung zu bringen. Darum verfällt er mit Recht dem vollen tragischen Geschick. Aber die ächte Poesie hebt auch die hehre Idee, um dererwillen in leidenschaftlichen Eifer gerathend Posa in Unbesonnenheit gerieth und den Gewalten der Verhältnisse erlag, in das glänzendste Licht und webt aus diesem Lichte dem Verkündiger der Freiheit und Menschlichkeit einen unvergänglichen Strahlenkranz.